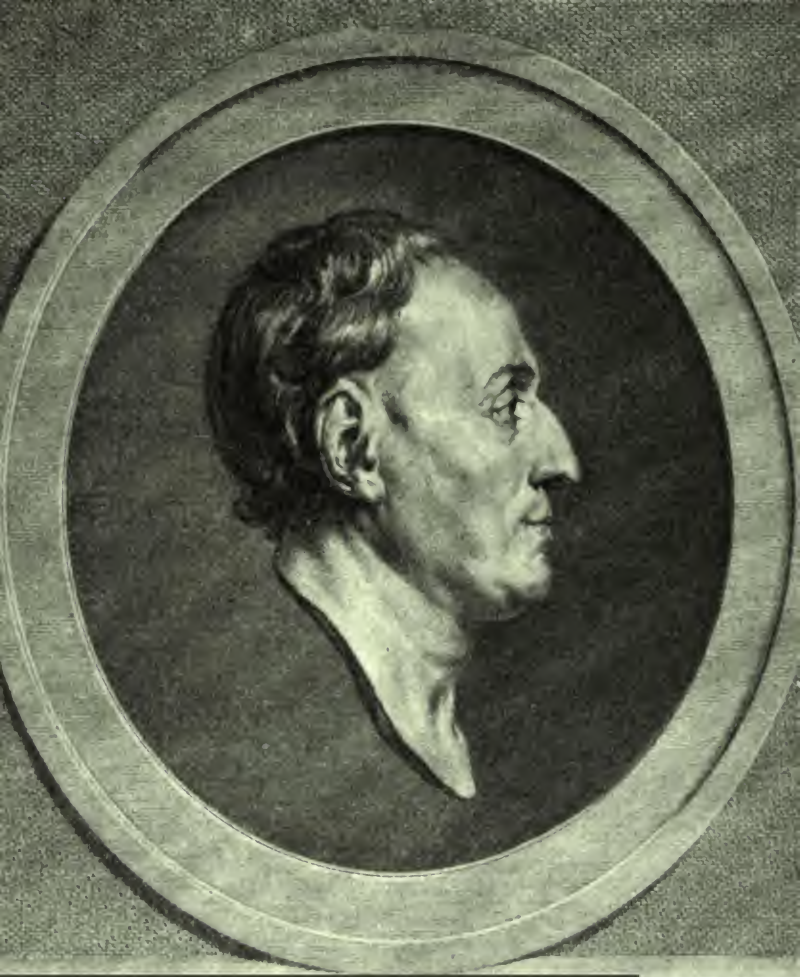


Mirabeau

Bernhard Erdmannsdörffer, Paul Kretschmann

Digitized by Google

Liebhaber-Ausgaben

Digitized by Google

Monographien zur Weltgeschichte.

In Verbindung mit Anderen herausgegeben

von

Ed. Heyck.

XIII

Mirabeau.

Bielefeld und Leipzig
Verlag von Velhagen & Klasing
1900.

Digitized by Google

Mirabeau

Von

Professor Dr. B. Erdmannsdörffer.

Mit 4 Kunstbeilagen, 1 Faksimile und 93 Abbildungen.

Bielefeld und Leipzig
Verlag von Velhagen & Klasing
1900

Digitized by Google

205204

Von dieſem Werke iſt für Liebhaber und Freunde beſonders luxuriös ausgeſtatteter Bücher außer der vorliegenden Ausgabe

eine numerierte Ausgabe

veranſtaltet, von der nur 50 Exemplare auf Extra-Kunſtdruckpapier hergeſtellt ſind. Jedes Exemplar iſt in der Preſſe ſorgfältig numeriert (von 1—50) und in einen reichen Ganzlederband gebunden. Der Preis eines ſolchen Exemplars beträgt 20 M. Ein Nachdruck dieſer Ausgabe, auf welche jede Buchhandlung Beſtellungen annimmt, wird nicht veranſtaltet.

Die Verlagshandlung.

Druck von Fiſcher & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google

Honoré Gabriel de Riquetti, Graf von Mirabeau. Stich von Fiesinger nach J. Guérin.

Digitized by Google

In den ersten Maitagen des Jahres 1789 versammelten sich in Versailles, von König Ludwig XVI. berufen, die erwählten Deputierten des französischen Volkes zur allgemeinen Reichsversammlung: 1100 bis 1200 Mitglieder, Vertreter des Klerus, des Adels und des dritten Standes. Seit 175 Jahren hatte Frankreich keine Versammlung dieser Art mehr erblickt.

Am 4. Mai fand die kirchliche Einweihungsfeier statt. In langem Zuge begaben sich die Deputierten zur Kirche, und die dichtgedrängten Massen der herbeigeeilten Zuschauer konnten Heerschau halten über die Männer aus allen Teilen des Landes, die das öffentliche Vertrauen zur Heilung des Staates von seinen schweren Schäden berufen hatte. Weitaus die meisten waren der zuschauenden Menge völlig unbekannt nach Namen und Person. Unter den Vertretern des Klerus schritten in prunkenden Gewändern die höchsten kirchlichen Würdenträger Frankreichs, Erzbischöfe und Bischöfe, daher; aber die Mehrzahl bildeten die namenlosen kleinen Pfarrer, die von nah und fern her meist zum erstenmal den Boden der königlichen Residenzstadt betraten. Die Deputation des Adels wies die stolzesten Namen und Wappen des alten feudalen Frankreich auf, neben ihnen in großer Anzahl die Männer des jüngeren neukreierten Adels und des richterlichen Parlamentsadels; aber nur wenige waren unter ihnen, die durch ihre persönliche Stellung oder durch weithin bekannte Verdienste die Aufmerksamkeit des Publikums von Versailles an jenem Tage hätten auf sich lenken können.

Dann erschienen die Vertreter des dritten Standes, welche die Hälfte der berufenen Versammlung bildeten. Wie sie in ihren vorgeschriebenen bescheidenen schwarzen Uniformmäntelchen einherschritten, glichen auch sie einem langen Aufzug von unbenannten Zahlen; die große Mehrheit Advokaten und kleine Beamte aus allen Provinzen, dazu eine lange Reihe von Landleuten, Fabrikanten, Kaufleuten, Ärzten, Litteraten und anderen namenlosen Männern: bei weitem die meisten von ihnen Lokalberühmtheiten, Provinzialverdienste, Volksversammlungstalente, von denen niemand außerhalb des engen Kreises ihrer Heimat etwas wußte.

Aber dennoch wandte diesem Teil des Zuges das Interesse der Zuschauer sich am eifrigsten zu; die Erwählten des dritten Standes hatten, wie die öffentliche Stimmung war, ohne weiteres die vorwiegende Sympathie des Publikums für sich. Und einige Namen gab es hier doch, die schon einen Klang hatten und deren Träger man sich gern bemühte aus der Menge herauszufinden, wie die tapferen und charaktervollen Dauphineer Mounier und Barnave aus Grenoble, die an der Spitze ihrer heimischen Provinzialstände soeben erst einen schwierigen politischen Kampf mit der Regierung siegreich durchgefochten hatten; in

Digitized by Google

Mounier erblickten viele den gegebenen Führer des dritten Standes in der Versammlung; oder wie den trefflichen, kenntnisreichen und geschäftskundigen Marineintendanten Malouet aus Toulon, einen der wenigen hohen Verwaltungsbeamten unter den Deputierten; oder wie den volksbeliebten Naturforscher und Akademiker Bailly, der einige Monate später zum Maire von Paris erwählt wurde.

Eine Gestalt aber zog vor allen die Blicke auf sich. Es war ein Mann von etwa vierzig Jahren: eine feste, gedrungene Gestalt ohne sonderliche Eleganz der Erscheinung; auf den breiten Schultern ein mächtiger, hochgetragener Kopf, dessen ungewöhnliche Dimension noch vergrößert erschien durch den gewaltigen Haarwuchs; das edel und vornehm geschnittene Gesicht durch Blatternarben bis zur Häßlichkeit entstellt, aber es war eine anziehende, imposante Häßlichkeit, durch wunderbar leuchtende und blitzende Augen belebt; die ganze Erscheinung machte den Eindruck leidenschaftlicher, herausfordernder Kraftfülle.

Es war der Graf Gabriel Honoré von Mirabeau, der Deputierte des dritten Standes von Aix in der Provence.

Das Interesse, welches sein Anblick erregte, war von sehr verschiedenen Gefühlen eingegeben. Furcht und Abscheu, Neugierde und Bewunderung mischten sich darin. Es war ein Mann, von dem man die schlimmsten Dinge wußte und den man der größten Dinge für fähig hielt. Unter den Zuschauern, welche den Zug an sich vorübergehen sahen, befand sich auch Frau von Staël, die jugendliche Tochter des Ministers Necker; lange Jahre später schilderte sie in ihren Lebenserinnerungen auch die Eindrücke jenes Tages; von persönlichen Bildern war ihr nur das Mirabeaus in der Seele fest geblieben; damals verfolgte sie ihn mit den Augen, solange sie konnte: „hatte man einmal den Blick auf ihn gerichtet, so war es schwer, wieder von ihm los zu kommen.“ Indem sie nach einem Vergleich für die Erscheinung sucht, fällt ihr Simson ein oder ein römischer Volkstribun.

Am folgenden Tag eine andere merkwürdige kleine Scene. Der König eröffnete in feierlicher Sitzung die Versammlung der Reichsstände. Indem die Deputierten allmählich in dem festlich geschmückten Saal aufzogen, war für die erlesene Zuschauerschaft eine neue Gelegenheit zur Musterung gegeben. Einzelne wurden bei ihrem Erscheinen mit lauten Beifallsrufen begrüßt, wie der Minister Necker, wie der populäre Herzog Philipp von Orleans, der einzige Prinz des königlichen Hauses, der ein Mandat als Deputierter angenommen hatte; als die Deputierten aus dem Dauphiné eintraten, wurde ihnen in Erinnerung an ihre tapferen Kämpfe vom vorigen Jahr eine Beifallshuldigung dargebracht. Kurz darauf erschienen die Abgeordneten aus der Provence; aber ein Versuch, auch sie in gleicher Weise zu ehren, wurde sofort erstickt durch ein unzweideutiges, mißbilligendes Gemurmel, das durch den Saal lief — in der Mitte dieser Gruppe stand Graf Mirabeau. Er war sich völlig bewußt, daß ihm allein die feindliche Demonstration galt; aber hochaufgerichteten Hauptes schritt er durch den Saal zu seinem Platz: ihm gehöre doch die Zukunft, schien seine stolze Haltung zu sagen.

Der Mann, den damals die öffentliche Aufmerksamkeit in so bezeichnender Weise empfing, war vierzig Jahre alt; aber in diesen vierzig Lebensjahren lag so viel Erlebtes, daß man damit ein Dutzend Durchschnittslebensläufe hätte ausfüllen können. Er hat von hier ab nur noch zwei Jahre gelebt, aber in dieser kurzen Frist hat er seinen Namen auf weltgeschichtliche Höhe erhoben.

Ein tief leidenschaftliches Leben von Anbeginn bis zum Ende; von den grellsten Gegensätzen zerrissen; von den höchsten Gedanken und Zielen erfüllt und von dem Schmutz niedriger Verirrungen und entehrender Schicksale entstellt; voll von Liebe und von Haß, von Abscheu und Bewunderung, von Niederlage und Sieg, von Ruhm und Schmach — über Gutem und Bösem aber immer ein unverkennbarer Zug von Größe. Zuletzt ist das Ganze doch nur ein Fragment geblieben, ein nicht ganz ausgelebtes Leben. Aber ein Fragment, das ein unendlich anziehendes, unendlich kompliziertes psychologisches Problem in sich schließt; ein Fragment, in welchem der intime Reiz persönlicher Geschichte und der Zusammenhang mit den welterschütternden Gedanken und Begebenheiten eines ringenden neuen Zeitalters eng verbunden nebeneinander stehen.

Digitized by Google

Abb. 2. Victor de Riquetti, Marquis de Mirabeau. Stich von Thomas.

Digitized by Google

Es soll auf den folgenden Blättern versucht werden, dieses Lebensbild in seinen Hauptzügen darzustellen. Die Natur der Aufgabe macht es unerläßlich, mit einer Rückschau auf Eltern und Voreltern den Anfang zu machen.

I.

Die Familiengeschichte der Mirabeau beginnt mit einer Legende. Das Geschlecht — so wurde lange gesagt und geglaubt — war florentinischen Ursprungs und trug den Namen Arrighetti; in der Zeit der heißen bürgerlichen Parteikämpfe im dreizehnten Jahrhundert wurde es, wie so viele andere, aus der Heimat vertrieben, wandte sich nach der Provence, nannte sich fortan Riqueti und gelangte bald zu Ehren und zu stattlichem Besitz.

Diese Tradition ist nicht stichhaltig und nicht einmal sehr alt. Frankreich verdankt dem italienischen Nachbarvolk seine Medici, seine Mazarin, seine Bonaparte; aber die Mirabeau gehören nicht in diesen Kreis. Die Familie stammt weder aus Florenz, noch ist ihr Adel von sehr ehrwürdigem Ursprung. Man hat einzelne Spuren des Geschlechts bis in das vierzehnte Jahrhundert zurück verfolgen können: da sind die Träger des Namens kleine Leute bürgerlichen Standes in verschiedenen provenzalischen Landstädtchen gewesen, bis dann allmählich aus den kleinen Leuten große Kaufleute wurden, die in der Hauptstadt Marseille sich niederließen, ansehnliche Geschäfte machten und zu den entsprechenden städtischen Ehren gelangten. Einer von ihnen, Jean Riqueti, heiratete im Jahre 1564 eine adelige Dame, brachte durch Kauf die kleine Herrschaft Mirabeau an der Durance an sich, deren Besitz und Namen bis dahin bei der Familie Barras gewesen war, und nahm den wohlklingenden Namen des neuen Besitztums in seinen Familiennamen auf; zugleich erhob er den Anspruch adeliger Herkunft für das Haus Riqueti. Nicht ohne Widerspruch gelang es dem angesehenen, wohlbegüterten und begabten Emporkömmlingsgeschlecht, seinen Eintritt in die Kreise des alten provenzalischen Adels durchzusetzen. Erst etwa hundert Jahre später wurde die Rechtmäßigkeit des geführten Adelstitels durch eine königliche Untersuchungskommission anerkannt, und als kurz darauf Ludwig XIV. die Herrschaft Mirabeau zum Rang eines Marquisates erhob (1685), so war damit die Zugehörigkeit des Hauses Riquet de Mirabeau zum hohen Adel der Provence offiziell festgestellt.

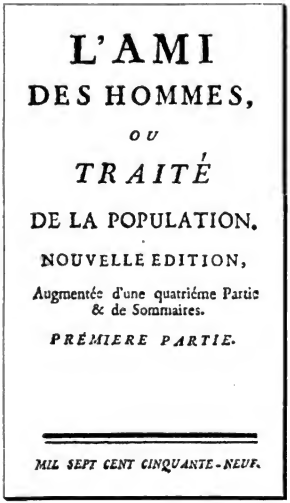

L'AMI
DES HOMMES,
OU
TRAITÉ
DE LA POPULATION.
NOUVELLE EDITION,
Augmentée d'une quatriéme Partie & de Sommaires.
PRÉMIERE PARTIE.
MIL SEPT CENT CINQUANTE-NEUF.

Abb. 3. Titelblatt des „Ami des hommes" von Victor Mirabeau.

Sie begannen eine Rolle in ihrer Welt zu spielen. Die Lieblingsgestalt für die Erinnerung der nachfolgenden Generationen war der Marquis Jean Antoine (geb. 1666). Das war der Kriegsheld der Familie und zugleich ein Charakterkopf von ausgeprägtester Eigenart, in dessen leidenschaftlichen Zügen sich die ähnlich gearteten Nachkommen gern spiegelten. Mit achtzehn Jahren ergriff er das Waffenhandwerk und nahm über zwanzig Jahre lang an allen Feldzügen jener schlachtenreichen Zeit ruhmvollen Anteil. Ein wilder, unbändiger Kriegsmann, von stürmischem Temperament auf dem Schlachtfeld und von ebenso unbän-

Digitized by Google

Abb. 4. Victor de Riquetti, Marquis de Mirabeau. Stich von A. de Marcenay.

diger Zunge: als der Marſchall Vendome ihn eines Tages in Verſailles bei Hofe vorſtellte, um eine Beförderung für ihn auszuwirken, ſagte er dem „Sonnenkönig“ Ludwig XIV. eine fauſtdicke Grobheit ins Geſicht — und kam natürlich niemals über den Oberſtenrang hinaus. Endlich fand dieſe Laufbahn ihr Ende: „in der Schlacht

Digitized by Google

Abb 5. Voltaire. Stich von Cayluß, 1778.

bei Cassano (1705) bin ich gefallen," pflegte Jean Antoine später zu erzählen, und in der That, von Wunden bedeckt, mit durchschossenem Hals und zerschmettertem Arm lag er unter den Toten auf dem Schlachtfeld; durch einen glücklichen Zufall wurde entdeckt, daß noch Leben in ihm war; Wunden und Operationen überstand der hünenhafte Körper; da er aber infolge seiner Halswunde nicht imstande war, den Kopf aufrecht zu tragen, legte man ihm ein silbernes Gestell um den Hals, das er fortan beständig tragen mußte. Bald darauf heiratete der unverwüstliche Zweiundvierziger ein schönes, vornehmes Mädchen, das zwanzig Jahre jünger war, wurde noch Vater von sechs Söhnen und einer Tochter und brachte sein Leben auf siebzig Jahre.

Wie ihn die von seinem Sohn aufgezeichneten Familienerinnerungen schildern, ein gestrenger Hausherr und Familienvater, treu besorgt für die Seinigen, aber von einer Atmosphäre von Zittern und Schrecken umgeben: „ich habe," schreibt sein ältester Sohn einmal, „nie die Ehre gehabt, das Fleisch dieses ehrenwerten Mannes und wahrhaft guten Vaters berühren zu dürfen (toucher la chair)." Auch seine Bauern hielt der gefürchtete Col d'argent, wie sie ihn nach seinem silbernen Halsgestell nannten, in scharfer Zucht; ein straffer, selbstbewußter Feudalherr aber auch darin, daß er sie gegen die aussaugende Willkür der königlichen Beamten energisch in Schutz zu nehmen wußte. Er muß, wenn auch die Familientradition das Bild dieses ersten Ahnherrn, von dem man Genaueres zu berichten wußte, vielleicht etwas typisch zurecht gemacht hat, ein Mann von außergewöhnlicher Art gewesen sein; auch seine Frau, die Großmutter Mirabeaus, war eine Dame von seltenen Gaben des Geistes und von ähnlich harter Energie.

Mit der nächsten Generation stehen wir in der Gesellschaft des achtzehnten Jahrhunderts. Von den drei überlebenden Söhnen Jean Antoines vertritt der jüngste, Louis Alexander, die Rolle des lebenslustigen, weltläufigen Kavaliers im Stil des Zeitalters Ludwigs XV. Eine Art Romanfigur von stürmisch bewegtem Lebenslauf, von der Familie lange als verlorener Sohn betrachtet. Er ist der erste Mirabeau, der in eine gewisse Beziehung zu Deutschland trat. Denn nachdem er in jungen Jahren, wie sein Vater, wackeren Kriegsdienst gethan und als Vierundzwanzigjähriger eine liederliche Schauspielerin geheiratet hatte, welche die Maitresse des Marschalls von Sachsen und mancher anderen gewesen war, zu seinem Glück aber nach kurzer Ehe starb, so fügte es ihm ein günstiger Zufall, daß er im Herbst 1754 die Bekanntschaft des in Südfrankreich reisenden Markgrafen Friedrich von Bayreuth und seiner Gemahlin Wil-

Digitized by Google

helmine, der Schwester Friedrichs des Großen, machte. Das fürstliche Paar (das damals auch Voltaire in Colmar begrüßte und von dem das boshafte, völlig unbegründete Gerücht verbreitet wurde, daß es während seines Aufenthaltes in Avignon zur katholischen Kirche übergetreten sei) fand Wohlgefallen an dem gescheiten und liebenswürdigen französischen Edelmann, nahm ihn in seine Dienste, und bald sehen wir den von den Seinigen aufgegebenen jungen Abenteurer als einflußreichen Günstling und Oberkammerherrn in höfisch stattlicher Stellung am Hofe von Bayreuth. Selbst Friedrich der Große ist hier schon einmal, in dieser Generation, zu einem Mitglied der Familie Mirabeau in Beziehung getreten: auf Empfehlung seiner Schwester benutzte er den Bayreuther Kammerherrn im Anfang des siebenjährigen Krieges einmal zu einer seiner wiederholten geheimen und immer vergeblichen diplomatischen Sendungen nach Paris; er sollte durch das Angebot von einer halben Million Thaler die Pompadour für den Frieden mit Preußen zu gewinnen suchen. Nachdem Graf Louis Alexander so sein Glück in der Welt gemacht und außerdem auch durch eine standesgemäße Heirat mit einer deutschen Gräfin sich rehabilitiert hatte, wurde der „Germanicus", wie man ihn spöttisch nannte, von der Familie wieder zu Gnaden aufgenommen. Aber er genoß das Glück nicht lange; erst 36 Jahre alt, ist er in Bayreuth kinderlos gestorben (1761); seine Witwe, eine treffliche deutsche Frau, hat als hochverehrtes Mitglied des Mirabeauschen Hauses den Rest ihrer Tage in Frankreich verlebt.

Einen anderen Typus repräsentiert der zweite der Riquetischen Brüder, Charles Elzear (geb. 1717). Ganz ohne einige Frühlingsstürme der Leidenschaft wächst in dieser Familie keiner heran; aber bei ihm gingen sie schnell vorüber; er besaß mehr das Temperament seiner schönen, ernsten Mutter, der er auch äußerlich glich, als das des Vaters. Von seinem dreizehnten Jahre an, wo er in die königliche Marine eintrat, hat er einen großen Teil seines Lebens auf der See und in den Kolonien verbracht; an mancher heißen Schlacht gegen die Engländer nahm er rühmlichen Anteil und erwarb sich den Ruf eines tapferen

Abb. 6. Diderot. Stich von Augustin von St. Aubin nach J. B. Greuze

Seeoffiziers von hervorragendem Verdienst; zwei Jahre lang war er Gouverneur der Insel Guadeloupe. In langen Dienstjahren gewann er die umfassendste Kenntnis des französischen Seewesens und besonders auch seiner schweren Mängel, über die er, mit schmerzlichem Hinblick auf die Überlegenheit der englischen Marine, zahlreiche Denkschriften verfaßt hat. Es war eine Zeit lang die Rede davon, ihm das Marineministerium anzuvertrauen, und er selbst hielt sich der Aufgabe für gewachsen. Aber auch er hatte von dem unbotmäßigen Familientemperament der Riqueti zu viel in sich, als daß er zum Hof- und Staatsdienst in dem Frankreich Ludwigs XV. geeignet gewesen wäre; der Plan kam nicht zur Ausführung. Einige Zeit darauf verließ er den königlichen Dienst; ein Heiratsprojekt, das ihn eine Zeit lang beschäftigte, zerschlug sich, und er entschloß sich nun, in dem Malteserorden, dem er schon von seinen Knabenjahren her als Novize angehörte, wirklich Profeß zu thun und in den Ehren und Ämtern dieses dekrepiten, aber reichbegüterten Instituts eine unabhängige und gesicherte Lebensstellung zu ergreifen (1760). Dies gelang ihm in vollem Maße; der Bailli, wie er nun mit seinem Ordenstitel immer genannt wurde, war nach einigen Jahren im Besitz von zwei opulenten Komtureien, die ihm ein Jahreseinkommen von 50 000 Livres brachten, und er galt sogar als Kandidat für die Großmeisterwürde bei der nächsten Erledigung. Dazu kam es indes nicht; auf den Wunsch seines älteren Bruders, der ihn in seiner Nähe zu haben wünschte, verließ er 1767 Malta und nahm seinen Sitz wieder dauernd in Frankreich. Der alte Seemann und jetzige Ordenskomtur wird nun nach einem erfahrungsreichen, thatenvollen Leben eine Art von Familienpatriarch. In dem von wilden Verirrungen und Verwirrungen immer schwerer heimgesuchten und zerrissenen Hause steht er da als Vertreter von Würde, unerschütterlicher Ehrenhaftigkeit, Wohlordnung und gut rangierten Verhältnissen, das Orakel der Familie in allen schwierigen Fällen, Konflikten und Gewissensfragen und zugleich als der wohlsituierte, kinderlose,

Abb. 7. d'Alembert. Stich von Dupin Sohn.

Digitized by Google

stets bereitwillige Aushelfer in allen Geldnöten. Eine schöne brüderliche Freundschaft verband ihn mit seinem älteren Bruder, dem er als dem Haupte und auch als dem Genie der Familie sich freiwillig unterordnete, obwohl er in vielen Stücken ihm geistig durchaus gewachsen war: „ich bin nur das Hemd, Du bist die Haut," schreibt er ihm einmal mit einem kuriosen Bilde. Eine inhaltreiche Korrespondenz von etwa viertausend Briefen ist noch vorhanden, die sie im Lauf ihres Lebens miteinander gewechselt haben; auch in der Lebensgeschichte seines großen Neffen werden wir den Oheim Bailli weiterhin eine gewisse Rolle spielen sehen. Er erlebte noch den Ausbruch der Revolution; es ist leicht zu erraten, wie er sich zu ihr stellte. Seit 1789 war er Großprior der provenzalischen Zunge des Malteserordens und mühte sich vergeblich, die Ordensinteressen gegen den Ansturm der Revolution zu schützen; aber 1792 gab er den Kampf auf, verließ Frankreich und kehrte nach Malta zurück, wo er zwei Jahre darauf gestorben ist.

II.

Die merkwürdigste Figur aber in dieser Generation des Hauses ist der älteste der drei Brüder, der Marquis Victor Mirabeau (geb. 1715). Man möchte ihn die problematische Natur in der Familie nennen, wenn diese Bezeichnung nicht noch treffender auf seinen Sohn, den eigentlichen Gegenstand unserer Darstellung, anzuwenden wäre; jedenfalls ist er der erste, der den Namen Mirabeau in weitesten Kreisen berühmt gemacht hat, in Frankreich und in Europa. Aber auf ganz neuen eigenen Wegen.

Die übliche Dekoration der frühen Jugendjahre durch Militärdienst, Schulden, Liebschaften und allerlei Exzesse fehlt auch hier nicht. Aber vor allem beseelt ihn ein glühender Ehrgeiz, der teils persönlicher Natur, teils auf den Ruhm und die Größe seines Hauses gerichtet ist: diese Mirabeaus müssen Außerordentliches leisten, sie müssen emporkommen, die Augen der Welt auf sich ziehen; ein vornehmes provenzalisches Haus sind sie geworden, sie müssen eine große französische Familie werden. Und dies alles zur Erfüllung zu bringen, sah der junge

Abb. 8. Quesnay. Stich von J. G. Wille nach J. Chevalier.

Marquis Victor als seine Lebensaufgabe an. Mit 22 Jahren wird er durch den Tod seines Vaters Chef des Hauses und Inhaber des für hohe Ansprüche doch nur mäßigen Vermögens, das ihm, nach allen Abzügen, ein Jahreseinkommen von 16 000 Livres abwarf. Eine Zeit lang dachte er an eine militärische Karriere; aber ohne hohe Protektionen war auf diesem Felde nichts zu erreichen, und da ihm diese versagten, so quittierte er 1743 als Kapitän den Dienst. Er beschloß durch eine reiche Heirat seinen Zukunftsplänen ein festes Fundament zu geben. Rein geschäftsmäßig wurde mit Hilfe befreundeter Vermittler die Verbindung geschlossen, die eines von den Verhängnissen seines Lebens werden sollte; er lernte seine Verlobte erst kennen, als er mit den Eltern den Ehekontrakt feststellte. Die junge Dame seiner Wahl, Marie Genevieve de Vassan, war das einzige Kind wohlbegüterter Eltern in der Provinz Limousin; es war auf eine statt-

Digitized by Google

liche Erbschaft zu rechnen, aber die Mitgift fiel zunächst ziemlich dürftig aus, und bei den Verhandlungen über sie lernte der junge Ehekandidat sofort eine Schwiegermutter kennen, die in Geldsachen sehr schwer zu behandeln war. Aber die Ehe wurde geschlossen (1743), und auf den vermeintlichen Rückhalt des Vassanschen Vermögens gestützt, begann der Marquis Victor sein Leben neu zu gestalten. Der Eintritt in die diplomatische Carriere, woran er vorübergehend dachte, zeigte sich unausführbar; die junge Frau aus der Provinz, die man wenig gebildet, schlecht erzogen und von etwas lächerlichen Manieren fand, würde in diesen Kreisen eine zu schlechte Figur gemacht haben; aber ein Teil des Jahres wurde regelmäßig in Paris verlebt, natürlich, wie es die Standesrepräsentation forderte, in einem eigenen kostspieligen Hause. Der eine Teil der Lebensthätigkeit Victor Mirabeaus ist nun ganz der Verwaltung und Vergrößerung des Vermögens gewidmet. Er wirft sich in die Geschäfte, halb großer anspruchsvoller Feudalherr, halb verwegener Spekulant. Die Pläne und Unternehmungen drängen sich in seinem Kopf, Güterkäufe, große Meliorationen nach neuen eigenen Ideen, ein großer chimärischer Kanalbau, ein Bergwerksprojekt und vieles andere in steter ruheloser Abwechselung. Aber so unerschütterlich seine Zuversicht auf seine wirtschaftliche Befähigung war, es fehlte ihm die glückliche und geschickte Hand für solches Thun. Selten glückte ihm eine seiner Operationen; die Güter, die er kaufte, bezahlte er teuer und bemerkte zu spät, daß sie wenig oder nichts einbrachten; die versuchten Meliorationen kosteten viel Geld, konnten nur langsam Gewinn bringen und blieben bald wieder stecken; die Schulden häuften sich, geldverschlingende Prozesse kamen hinzu; von dem erhofften Erbe seiner Frau wurde nur ein kleiner Teil flüssig, als 1756 sein Schwiegervater starb, den Rest hütete die Witwe mit argwöhnischer Zähigkeit, und als endlich nach langen Jahren diese „ewige Schwiegermutter" starb (1770), war der Marquis bereits so gründlich ruiniert, daß auch der Eintritt in die volle Erbschaft das verlorene Gleichgewicht kaum hätte herstellen können. Aber nicht einmal diesen Vorteil erreichte er; der Grund lag in den höchst widerwärtigen Familienzerwürfnissen, die seit einigen Jahren ausgebrochen waren.

Ein flüchtiger Blick in dieses Mirabeausche Familieninterieur ist leider unerläßlich; er läßt uns, nach der einen Seite hin, die sittliche Atmosphäre erkennen, in welcher der größte Sohn des Hauses heranwuchs.

Ueber die Gemahlin des Marquis Victor, die er in so leichtfertiger Weise zu der Seinigen gemacht hatte, haben wir zahlreiche Zeugnisse und Berichte der Nächststehenden; sie sind fast alle mehr oder minder leidenschaftlich gefärbt, und man wird gut thun, nicht alle diese Schilderungen für einwandsfrei zu halten; aber bezeichnend ist doch, daß wir eigentlich von keiner Seite her etwas sonderlich Günstiges über sie erfahren. Als eine junge, wenig anmutige, nicht sehr begabte Person von vernachlässigter Erziehung, übeln Manieren und heißblütigem Temperament war sie in die Ehe getreten. Einen erzieherischen Einfluß auf sie hat ihr Gatte offenbar nicht ausgeübt, sei es, daß er es nicht versuchte oder es nicht vermochte; sein Bruder, der Bailli, war immer der Meinung, daß er die leichtsinnige und alberne Frau viel zu nachsichtig behandele. Geistige Aspirationen, litterarische Interessen, wie sie jenen erfüllten und wie sie in dem Leben so vieler französischer Frauen aus den oberen Gesellschaftskreisen damals eine Rolle spielten, blieben ihr immer fremd; aber auch die Führung des Haushaltes und ihre persönliche Lebensführung war, wenigstens nach den späteren Schilderungen des Gatten, ein Exceß von Liederlichkeit und Haltungslosigkeit. Eine zahlreiche Nachkommenschaft stellte sich indes ein; man erfährt wenig davon, wie sie diesen gegenüber ihre Pflichten erfüllte; die Resultate sprechen nicht für sie; jedenfalls aber ist das eheliche Verhältnis der beiden Gatten eine gute Reihe von Jahren hindurch äußerlich scheinbar ungestört geblieben.

Allmählich jedoch kam die Entfremdung, die innerlich gewiß schon lange vorhanden gewesen war, zum Ausbruch; die beiden Gatten konnten nicht mehr nebeneinander leben. Es mag dahinstehen, ob ein erster Fall ehelicher Untreue auf seiten der Marquise den entscheidenden Anstoß gab; später

Digitized by Google

Abb. 9. Turgot. Paſtell von Joſeph Ducreux.

(Nach einem Kohledruck von Braun, Clément & Cie. in Dornach i. E., Paris und New York.)

hat jedenfalls dieſe Mutter von elf ehelichen Kindern ein ſehr wüſtes Leben geführt, ihr haltloſes Weſen entwickelte ſich mit den Jahren immer mehr zu völliger Zügelloſigkeit; neben allem anderen ergab ſie ſich dem Spiel, ſtürzte ſich in Schulden; man gewinnt den Eindruck, daß ſie vielleicht geiſtig nicht ganz geſund war. Seit 1762 lebte ſie dauernd von ihrem Manne getrennt in ihrer Heimat Limouſin; der Marquis ſetzte ihr ein entſprechendes Jahrgeld aus und verbot ihr die Rückkehr nach Paris; er hat ſich nicht geſcheut, damals zum erſtenmale eine ſogenannte lettre de cachet, einen königlichen Haftbefehl, ſich bei dem Miniſter auszuwirken, wodurch die Frau in ein ihr

Digitized by Google

Abb. 10. Jean Jacques Rousseau. Stich von D. Martin nach A. Ramsay.

angewiesenes Kloster in Limoges gebannt wurde.

Aber mit diesen Wirren war es nicht genug. Seit Jahren schon stand in engen freundschaftlichen Beziehungen zu dem Mirabeauschen Hause eine junge, schöne und gescheite Frau, Madame de Pailly, eine geborene Wandtländerin, Frau und später Witwe eines Offiziers in der königlichen Schweizergarde. Das Verhältnis zwischen ihr und dem Marquis Victor mag anfänglich nur ein freundschaftliches gewesen sein; er fand in der fein gebildeten, geistig angeregten Frau das Verständnis für seine Ideen und Interessen, das ihm in seiner Ehe nie zu teil wurde; später, nachdem der eheliche Konflikt zur Trennung geführt hatte, ist sie ihm auch noch mehr als Geistesfreundin geworden. Allmählich bürgerte sie sich fest in dem Hause des Marquis ein, der sie bald nicht mehr entbehren konnte, und indem nun die Familie teils für, teils gegen sie Partei nahm, indem die ausgewiesene Frau haßerfüllt gegen die glückliche Nebenbuhlerin intrigierte, so steigerte das zweideutige Verhältnis die innere Zerrüttung des unglücklichen Hauses immer unheilvoller. Madame de Pailly aber behauptete ihre Stellung, und ist man geneigt, das Bedenkliche der Verbindung mit den allgemeinen Sitten des Zeitalters und mit der speciellen Lage des Falles einigermaßen zu entschuldigen, so kann man zugeben, daß sie ihre schwierige Rolle mit leidlichem Anstand spielte und den äußeren Schein zu wahren verstand; materielle Interessen kamen bei ihr nicht in Betracht, da sie selbst ziemlich vermögend war, und so ist sie dem berühmten vornehmen Manne, sowie dem alternden, von vielen Schicksalsschlägen gebeugten Greis eine getreue und aufopfernde Freundin geblieben bis zuletzt.

Die ganze Fülle von haßerfüllter Leidenschaft und Gemütsverwirrung, die in diesem Hause sich angesammelt hatte, kam aber zum Ausbruch, als nach dem Tode der alten Frau de Vassan der lang erwartete Erbfall eintrat. Ein überaus widerwärtiger Erbschaftsstreit erhob sich, dessen Einzelheiten wir dem Leser ersparen dürfen. Die beleidigte Frau arbeitet jetzt auf Ehescheidung hin, um dadurch dem verhaßten Gemahl die Gütergemeinschaft und den Anteil an ihrem mütterlichen Erbe zu entziehen. Der älteste Sohn Gabriel Honoré, der nachmalige große Tribun, stellt sich anfänglich auf die Seite der Mutter; später läßt er sie fallen und arbeitet für den Vater, um dann wieder diesen zu verlassen und zur Mutter zurückzukehren und nachher noch einmal die Partei zu wechseln. Die Lieblingstochter des alten Marquis, Louise, die an einen Marquis de Cabris verheiratet und mit der Familie zerfallen war wegen ihrer Mitgift, ein bildschöner, wilder Dämon von Frau, in welcher das rabiate Temperament der Mirabeaus und der Vassans sich vereinigt zu haben schien, trat gleichfalls gegen

Digitized by Google

den Vater auf und verschaffte der Mutter die Geldmittel zur Führung des Prozesses. Wütende Prozeßschriften, die im Drucke erschienen, brachten allen Schmutz eines tief zerrütteten Familienlebens an die Öffentlichkeit — ein Skandal ohnegleichen, voll von Lüge, Heuchelei und Niedertracht, nur noch überboten durch die ähnlichen Vorfälle in der folgenden Generation. Das gerichtliche Verfahren dauerte mit mannigfaltigsten Zwischenfällen lange Jahre. Das Ende war, daß das Pariser Parlament, nachdem es vorher schon einmal die Klage der Marquise abgewiesen hatte, im Mai 1781 den Prozeß zu ihren Gunsten entschied: die Trennung der beiden Gatten wurde ausgesprochen und zwar zu Ungunsten des Marquis; er erlangte von dem umstrittenen Vermögen nichts, und die haßerfüllte Siegerin verfehlte sogar nicht, ihrem bisherigen Gemahl nun auch noch gerichtlich Rechenschaft abzufordern für die schlechte Verwaltung, die er den Vassanschen Gütern während der langen Zeit seiner Nutznießung habe zu teil werden lassen. Die Familientragödie ging weiter und endete erst mit seinem Tode (1789); die unselige Frau aber hatte den Rest ihres Vermögens bald verschleudert; bettelarm, im Gefängnis, mit fast einer halben Million Schulden ist sie 1794 gestorben. Auch der alte Marquis Victor befand sich am Abend seines Lebens in höchst zerrütteten Vermögensverhältnissen; ein Glück, daß der wohlbegüterte Malteser-Bruder, der Bailli, mit reichlichen Zuschüssen aushelfen konnte. Im Grunde eine gescheiterte Existenz; dennoch kann man ihm nicht alle Sympathie versagen. In der Tragödie seines häuslichen Lebens spielt er fürwahr keine schöne, aber noch lange nicht die schlechteste Rolle; von den Zerwürfnissen mit dem ältesten Sohn haben wir noch zu berichten; trotz aller schweren Schläge und Mißerfolge hält er sich mit der unverwüstlichen Lebenskraft seiner Rasse aufrecht; eine gewisse Würde und Haltung bewahrt er sich bis zum Ende; daß er in dem Kampfe seines Lebens der Besiegte sei, gesteht er weder sich noch anderen.

Vor allem aber: er hatte an einem großen Ruhm zu zehren, der ganz sein eigen war.

Abb. 11. Bignon in der Nähe von Nemours. Geburtsort von Honoré Gabriel Mirabeau.

Digitized by Google

III.

Der Mann, den wir bisher nur in den mißlichen Verhältnissen seines Privatlebens betrachtet haben, hatte auf einem anderen Gebiet glänzende Erfolge errungen. Er hatte den Namen Mirabeau in die Litteratur eingeführt und für einige Jahrzehnte zu einem der bekanntesten und populärsten Schriftstellernamen in Frankreich und in Europa gemacht. Der alte Riquetische Ehrgeiz, der mit dem Degen sich doch nie zu den höchsten Zielen hatte durchschlagen können, hatte mit der Feder sich den Rang europäischer Berühmtheit erkämpft.

Von jungen Jahren an bis in sein höchstes Alter ist der Marquis Victor Mirabeau einer der gewaltigsten Vielschreiber gewesen und er hat jedenfalls immer viel mehr geschrieben als gelesen: „hätte ich eine Hand von Bronze gehabt, sie wäre schon längst abgenutzt", sagt er einmal von sich selbst, und sein Bruder, der Bailli, nennt ihn „besessen von dem Teufel der Scribomanie"; er hat, von seinen Druckwerken abgesehen, über 50 starke Bände von Manuskripten hinterlassen und außerdem eine riesige Korrespondenz geführt. Die nicht zu erschöpfende Energie dieser leidenschaftlichen Natur wirkt sich — mehr noch als in seinem äußeren Thun — in dem unwiderstehlichen Drang nach schriftlicher Ideengestaltung aus. Er muß schreiben und immer wieder schreiben, um sich Luft zu machen. Eine gärende Fülle von Gedanken, fertigen und unfertigen, klaren und unklaren, ringt in ihm nach Form und Ausdruck. Das wenigste von den ungeheuren Massen seines Schreibwerks ist zum Druck bestimmt, er schreibt aus innerem Zwang, für sich selbst, für seine Nachkommen. Sein Stil entspricht diesem Ungestüm der Produktion: formlos, hart und verworren türmen sich die Sätze und Gedanken übereinander; „wie ein Haufen Austerschalen", sagt er selbst einmal. Nichts Akademisches darin, nichts von litterarischer Schule und Tradition; rein persönlich schreibt er immer nur sich selbst, wie er ist. Leidenschaftliches Pathos, blendende Gedankenfülle und bequeme Trivialität in steter Abwechselung; ein unendlicher Reichtum an originellen, selbstgeschauten Bildern, an volkstümlichen oder auch selbsterfundenen Worten und Wendungen, an überraschenden Antithesen; völlige Abwesenheit von allem spezifischen Parisertum, aber dafür ein kräftiger Erdgeschmack aus der Provinz — alle diese Elemente durcheinander gewirbelt von dem Sturmwind einer temperamentvollen, naturwüchsigen

Abb. 12. Citadellenturm auf der Insel Rhé bei La Rochelle.

Abb. 13. Château d'If auf der Reede von Marseille.

Beredsamkeit, die sich oft in Dunkel und Unklarheit verirrt, bald phantastisch, bald scurril wird, aber ebenso oft sich zu den höchsten Wirkungen steigert, ganz besonders in seinen Briefen. Alles in allem eine wahrhafte, ganz auf sich selbst gegründete, naturwüchsige Schriftstellernatur.

Seinen Weg hatte er ganz für sich gemacht. Wir wissen nicht viel von seinen litterarischen Studien und seiner Lektüre. Nach dem unvermeidlichen Durchgangsstadium von Tragödien, Komödien und allerlei Versen (auf eine Tragödie ohne Liebe war er besonders stolz), und nachdem er als junger Offizier, der nur zwei wenig ereignisreiche Campagnen mitgemacht, ein Lehrgedicht über die Kriegskunst verfaßt hatte, fand er erst allmählich das Gebiet, das dem eigensten Zuge seiner Natur entsprach. Einen gewissen, persönlich anregenden Einfluß hat vielleicht die Berührung mit Montesquieu geübt, den er 1739 kennen lernte, als er in Bordeaux in Garnison stand; das Erscheinen des Esprit des lois (1748) war auch für ihn ein Ereignis, wie für ganz Frankreich; im übrigen aber gingen Ansichten, Ziele und Methode der beiden Männer weit auseinander.

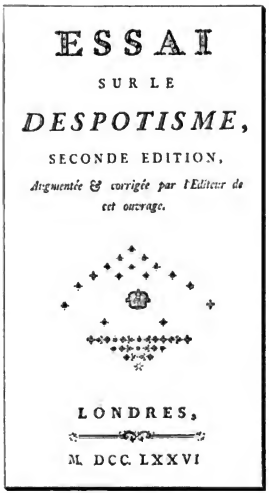
Die Zeit war gekommen, wo in Frankreich, nach dem Niedergang des erschöpft in sich zusammengesunkenen Siècle de Louis XIV, der Sturm einer neuen Weltbetrachtung in die Geister eindrang. Trotz der gewaltigen weltlichen und geistlichen Polizeimittel, über welche die alte Ordnung der Dinge verfügte, bemächtigte sich immer unwiderstehlicher eine neue skeptisch-kritische Ansicht von Welt und Leben der Gemüter und der öffentlichen Meinung; gegen die Summe des historisch Gegebenen in Staat, Kirche und Gesellschaft richteten sich die Angriffe des neuen Systems, das sich selbst als „die Philosophie" taxierte — das große Zeitalter der Aufklärung mit seinen herrlichen Eroberungen und seinen rührenden Illusionen brach an.

Hier tritt nun auch Victor Mirabeau auf den Plan. Noch im Jahr 1747 hatte er ein nicht für den Druck bestimmtes „Politisches Testament" — der 32jährige für seine künftigen Nachkommen — verfaßt, worin er noch ganz auf dem in der Familie hergebrachten Standpunkte des großen Feudalherren steht, der vor allem seine grundherrliche Macht zu wahren, zu vergrößern und ganz besonders sie gegen die Einmischung der überall sich eindrängenden Staatsgewalt zu verteidigen hat. Ein kräftiger feudalherrlicher Haß gegen die reglementierende und centralisierende Macht des königlichen Beamtentums spricht sich in dem Aufsatz aus, während

Digitized by Google

der Verfasser andererseits auch sehr beherzigungswerte Lehren gibt für das richtige Verhalten des echten grundherrlichen Aristokraten gegenüber seinen Bauern; freilich hat er selber in der Praxis diese Lehren keineswegs immer genügend beachtet.

Hier erscheint er noch ganz als der konservative Landedelmann alten Schlages, dem vor allem nur die Interessen seines Standes und seines Hauses am Herzen liegen. Aber drei Jahre später tritt uns bereits der entschlossene Reformer entgegen, und mit sicherem Griffe erfaßt er sofort eine von den Kapitalfragen des französischen Verfassungs- und Verwaltungslebens, die Frage der Decentralisation. Im Jahr 1750 erschien ohne den Namen des Verfassers die Abhandlung „über die Nützlichkeit der Provinzialstände" (Mémoire sur l'utilité des états provinciaux). Es war das erste Mal, daß der Marquis sich an die Öffentlichkeit herauswagte; aber der Erfolg war ermutigend. Die außerordentlich sachkundige anonyme Schrift erregte Aufsehen; man glaubte eine Zeit lang sie sogar Montesquieu zuschreiben zu sollen; von Wien her ließ die Kaiserin Maria Theresia sich nach dem Namen des Verfassers erkundigen. Die Untersuchung geht von der Thatsache aus, daß im achtzehnten Jahrhundert in ungefähr einem Viertel der französischen Provinzen noch das Institut der Provinzialstände in Kraft stand; man nannte diese Landesteile die „pays d'états", im Gegensatz zu den anderen drei Vierteln, die als „pays d'élection" bezeichnet wurden und in denen die gesamte Verwaltung, besonders auch die der Steuern, ohne ständische Mitwirkung nur in der Hand des königlichen Beamtentums, der Intendanten und ihrer Organe, lag. Der Verfasser führt aus, daß durchgängig die Landschaften, in denen es noch eine lokale Selbstverwaltung durch Provinzialstände gab, die bestregierten, die wohlhabendsten und sogar auch die für Staat und Krone einträglichsten von ganz Frankreich seien, während die unter dem auszehrenden bureaukratischen Beamtenabsolutismus stehenden der Sitz aller Mißbräuche und in stetem Rückgang begriffen seien. Er fordert die Einführung oder Wiederherstellung provinzialständischer Einrichtungen in ganz Frankreich, den radikalen Bruch mit dem System der administrativen Centralisation, wie sie seit Richelieu ihre immer festere Ausbildung gewonnen hatte. Eine Landschaft besonders, die Provinz Languedoc, hatte, nicht ohne häufige Anfechtungen von seiten der eifersüchtigen Bureaukratie, ihre provinzialständischen Ordnungen am konsequentesten und erfolgreichsten durchgebildet; Mirabeau stellt diese Verfassung als das Modell hin, nach welchem die Einrichtung von Provinzialständen in ganz Frankreich am besten erfolgen könne.


ESSAI

SUR LE

DESPOTISME,

SECONDE EDITION,

Augmentée & corrigée par l'Editeur de cet ouvrage.

LONDRES,

M. DCC. LXXVI

Abb. 14. Titelblatt des „Essai sur le Despotisme". (Zweite Ausgabe.)

Zwei sehr merkwürdige Bestimmungen treten uns in diesen Ständeversammlungen von Languedoc entgegen: der dritte Stand hat doppelt so viel Vertreter wie der Klerus und der Adel, und die Abstimmung findet nach Köpfen statt, nicht nach Ständen; das Übergewicht des dritten Standes, der städtischen Bevölkerung, ist hier also in verfassungsmäßiger Geltung und Praxis, und der Verfasser unseres Memoires, so feudalherrlich er sonst in vielen Stücken noch immer denkt, stellt sich hier entschieden auf die Seite des dritten Standes, „der die

Digitized by Google

YORK
LIBRARY.

Digitized by Google

Hauptlasten zu tragen hat", und dem deshalb auch der vorwiegende Einfluß zugestanden werden muß. Ein halbes Jahrhundert später, im Beginn der Revolution, entbrannten im Anschluß an diese beiden principiellen Verfassungsfragen — das doublement du tiers und das vote par tête — die ersten heißen Entscheidungskämpfe der Constituante; hier sehen wir in einer Provinz von zwei Millionen Einwohnern diese Fragen bereits praktisch gelöst, und die Bemerkung drängt sich hier, wie bei manchen anderen Anlässen, auf, wie in jenem vielgeschmähten ancien régime von Frankreich, neben vielem Unheilvollen und Unerträglichen, doch auch eine Fülle von politischem Verstand und brauchbaren Elementen nicht nur in den Geistern, sondern auch in den Institutionen lebendig war; für eine glücklichere Fügung und eine geschicktere Führung wären die Elemente vorhanden gewesen, mit denen man zur Reform statt zur Revolution hätte gelangen können. Die Erfüllung der Mirabeauschen Forderung, die Einführung von Provinzialständen in ganz Frankreich, hätte eine Einleitung dazu werden können, wenn sie zur rechten Zeit erfolgte; Ansätze dazu sind von Turgot (1775), dem die rechte Unterstützung von seiten der Krone fehlte, und von Necker, als es zu spät war (1787), gemacht worden — die Revolution warf alle diese Gedanken brutal beiseite und vollendete in ihrer Weise das Werk der Centralisation.

Seinen großen schriftstellerischen Namen aber verdankt Victor Mirabeau dem Werke, mit dem er 1756 hervortrat: l'Ami des hommes, ou traité de la population. Seit Montesquieus Esprit des lois, der acht Jahre früher erschienen war, der größte und durchschlagendste Erfolg der neuen Ideen. Der Schleier der Anonymität, den der Verfasser auch hier zuerst angelegt hatte, war bald zerrissen; mit einem Schlage war Mirabeau eine litterarische Weltberühmtheit, und der wohlgewählte Buchtitel „Ami des hommes" verschlang fast den eigenen Namen des Verfassers.

Es ist unmöglich, hier auch nur eine kurze Inhaltsangabe zu versuchen. Wenn das weitschweifige, in stürmischer Leidenschaft hingeworfene, schlecht disponierte, in einem schwer zugänglichen, von jeder Kunstwirkung absehenden Stil geschriebene Buch eine so überwältigende Wirkung auf die Zeitgenossen ausübte, so liegt das Geheimnis dieses Erfolges in der geistvollen, ideenreichen und rücksichtslos freimütigen Kühnheit des Gesamtangriffes gegen die Mehrzahl der jetzt in Frankreich geltenden Verwaltungsnormen. Die Verwaltung, nicht die Verfassung, ist das in erster Reihe Reformbedürftige. Der Verfasser ist strenger Monarchist, im Sinne eines wahrhaft volksfreundlichen Königtums. Er hält fest an der Wichtigkeit und Unentbehrlichkeit des Adels und preist den französischen

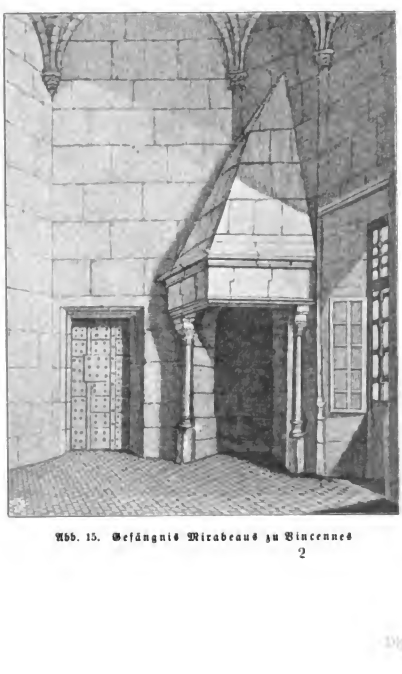


Abb. 15. Gefängnis Mirabeaus zu Vincennes

Digitized by Google

Abb. 16. Das Fort von Vincennes, Gefängnis Mirabeaus.

Landedelmann alten Schlages „ſtolz, brav und arm", der noch nicht ſein Gut in Verſailles verpraßte, ſondern der Patriarch ſeiner Bauern war. Er ſtimmt nicht ein in den jetzt immer allgemeiner werdenden Ton des Haſſes gegen die Kirche und weiß ſelbſt an Klöſtern und Mönchtum etwas Gutes zu finden — aber mit um ſo un-

Digitized by Google

erbittlicherer Kritik wendet er sich gegen die Summe der Ungerechtigkeiten und Mißbräuche in dem jetzigen Regierungssystem. Die Wurzel alles Uebels erblickt er, neben dem unseligen bureaukratischen Schreiberregiment, neben dem zehrenden Übel des schmarotzenden Hofadels von Versailles, neben dem das nationale Leben lähmenden Übergewicht von Paris über die Provinzen, vor allem in den falschen Grundprincipien der herrschenden Merkantiltheorie: nicht auf Geld und Handelsbilance kommt es in erster Reihe an, sondern auf Menschen und Ackerbau; der wahre Reichtum der Nation besteht darin, Menschen zu haben; die Bevölkerungshöhe ist der einzig richtige Maßstab; sie aber ist abhängig von der Erzeugung der Lebensmittel, und diese bietet der Ackerbau; neben ihm sind alle anderen Thätigkeiten nur sekundär, auch der Handel, den er aber doch als „den Bruder" des Ackerbaues gelten läßt.

Abb. 17. Montesquieu. Stich von J. B. Grateloup.

Und von hier aus richten sich nun seine Blicke auf den Träger dieser unentbehrlichsten Arbeit, auf die nützlichste Klasse der Bevölkerung, auf den französischen Bauernstand und auf den tiefen Verfall seiner materiellen und moralischen Existenz. Mit Mirabeaus „Ami des hommes" beginnt recht eigentlich der philanthropisch-sentimentale Hinblick auf das Bauernelend, der für die zweite Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts so charakteristisch ist, wie der auf das Arbeiterelend für unser Zeitalter: „die Thränen kommen mir in die Augen, wenn ich an diesen interessanten Teil der Menschheit denke oder wenn ich von meinem Fenster aus, wie von einem Thron, sie unter ihrer Last schwitzen sehe, und wenn ich dann mich selbst befühle und daran denke, daß ich aus dem gleichen Stoffe gebildet bin." Er fordert, daß diesem gedrückten Stande der Kleinen die gebührende Ehre erwiesen werde, die ihm jetzt mangelt — „homo miser sacerrima res" — der Bauer muß „geehrt, geliebt, beschützt, unterstützt, ermutigt" werden; sein einfaches, arbeitsames Lebensglück und seine patriarchalische Sittenreinheit muß das beneidete Vorbild für alle übrigen Stände werden; mit einer warmen und kühnen Ansprache fordert der Verfasser den König auf, sich loszusagen von den Schmeichlern und Schmarotzern, die ihn umgeben und ausbeuten, und seine Blicke auf jenen nützlichsten und unglücklichsten Teil seiner Unterthanen zu richten, „die nichts verlangen als Schutz und Frieden". Von einem König dieser Gesinnung, einem wahren „roi pasteur", muß die Rettung des Bauernstandes und damit die Wiedergeburt Frankreichs ausgehen.

Gedanken dieser Art waren in Frankreich schon nicht mehr ganz neu; man stand in dem Zeitalter, wo, nach Voltaires bekanntem Wort, die Welt der Tragödien, Komödien und theologischen Zänkereien

Digitized by Google

Abb. 18. Calonne, 1787.
Schabblatt von Levachez nach Mme. Vigée Le Brun.

müde war und begann über die Wichtigkeit des Getreides nachzudenken. Aber noch nie waren sie wirkungsvoller verkündigt worden, als in diesem verworrenen und widerspruchsvollen Buch, als von diesem Mann, der in dem Betrieb seiner eigenen wirtschaftlichen Angelegenheiten höchst erfolglos, aber dabei zugleich fest überzeugt war, daß in seinem Haupte alle rettenden Gedanken für die Wohlfahrt seines Landes vereinigt seien. Es lag etwas von hinreißendem und bezwingendem Prophetenwesen in dieser undisciplinierten, ideenreichen und leidenschaftsvollen Natur.

Wie merkwürdig nun, daß dieser höchst autonome, auf schlecht gebahnten Wegen zuversichtlich einherschreitende und völlig von sich überzeugte Selbstdenker einer anderen Prophetennatur begegnete, die ihn in ihren Bann zwang, ihn zu ihrem Schüler und Apostel zu machen wußte. Eigenartig und selbstherrlich, nur von sich selbst inspiriert war er in die litterarische Bewegung eingetreten; bald nach dem Erscheinen des „Ami des hommes“ wurde er inne, daß in der Stille einer nur wenigen bekannten Studierstube ein einsamer Denker und Rechner die gleichen Probleme seit Jahren durchdacht hatte und zu einem fest geschlossenen System zusammenhängender Reformgedanken gelangt war, dem er sich beugen mußte. Dieser Denker war François Quesnay, der namhafte Mediziner, der Leibarzt der Marquise von Pompadour — der Gründer der Schule der Physiokraten. Im Juli 1757 fand die erste Begegnung der beiden Männer statt: Quesnay kritisierte rücksichtslos das allbewunderte Buch, man kam zur Erörterung der großen Grundfragen, die Unterredung wurde stürmisch, wurde abgebrochen, wurde noch am Abend desselben Tages wieder aufgenommen — und da geschah das Außerordentliche, der Marquis Mirabeau gab sich besiegt, „da wurde Goliath der Schädel gespalten“, erzählt er selbst, und von diesem Tage an verehrte er mit einer Hingabe und Selbstbescheidung, die etwas völlig Neues waren in dem geistigen Leben dieses herrischen und selbstbewußten Menschen, in Quesnay seinen großen Meister, in seiner Lehre, wie sie in dem „Tableau économique“ von 1758 niedergelegt wurde, die welterlösende Doktrin. In ihrer Ausbildung und Ausbreitung, in Gemeinschaft mit den anderen Häuptern der neuen Schule, erkennt er fortan seine vornehmste Lebensaufgabe, auch nach dem Tode des Meisters (1774). Neben du Pont (de Nemours) hat keiner das Werk der Propaganda für die Lehren der Physiokratie schwungvoller betrieben, als Victor Mirabeau; auch nach Deutschland reichte sein Wirken, und sein jüngst herausgegebener Briefwechsel mit dem Markgrafen Karl Friedrich von Baden gehört zu den merkwürdigsten Denkmälern des physiokratischen Zeitalters.

Es ist hier nicht der Ort, auf den Inhalt und Wert dieser neuen Lehre, auf ihre Verdienste und ihre Irrtümer, auf ihre reellen Erfolge und ihre phantastischen Utopien einzugehen. Die Stellung des Marquis Mirabeau in der Schule hat man sich, trotz aller zur Schau getragenen Bewunderung und Dankbarkeit für Quesnay, doch nicht bloß als die des Belehrung empfangenden und weitertragenden Schülers vorzustellen. Den selbstgewonnenen Ruhm des „Ami des hommes“ war er nie gemeint sich verkümmern zu lassen, er trat in die Gemeinschaft der Schule ein mit einem reichen eigenen mitgebrachten Kapital. Er erkannte in Quesnay die dialektische Überlegenheit eines methodisch geschulten Kopfes und verhehlte sich nicht, daß diese Eigenschaft ihm selbst völlig abging: „die Principien“ vornehmlich, sagt er, verdanke er

Digitized by Google

dem Meister, aber im übrigen wirtschaftet er mit eigenen Mitteln. Und so eignet er sich die großen Hauptsätze des Schulhauptes an: die Landwirtschaft ist die einzige Quelle des nationalen Reichtums, das einzige wahrhaft produktive Gewerbe, neben dem alle anderen als wesentlich „steril" erscheinen; sie allein bringt im Zusammenwirken der Naturkräfte und der menschlichen Arbeitskräfte einen reinen Überschuß über die Herstellungskosten (produit net) hervor, und auf der Höhe dieses Überschusses beruht allein die Höhe des Wohlstandes und das Wachstum der Bevölkerung; alle Wirtschaftspolitik muß ihre vornehmste Aufgabe in der Steigerung des produit net erkennen, und damit war gesagt, daß an Stelle der einseitigen Begünstigung von Handel und Industrie, wie sie bisher unter der Herrschaft des Merkantilsystems geübt worden war, die Pflege und Hebung des Landbaues die vornehmste Pflicht der Regierung sein müsse. Es wurde daran die weitere Folgerung geknüpft, daß die einzige natürliche und gerechte Steuer nur die direkte Grundsteuer sei, welche auf die Erträge des produit net vom Landbau zu basieren ist; die drückenden indirekten Steuern müssen beseitigt werden; und indem so Krone und Regierung auf die Erträge der einzigen Grundsteuer (l'impôt unique) angewiesen werden, werden sie damit zugleich genötigt, der Quelle dieser Steuer, der Landwirtschaft, alle Gunst ihrer Fürsorge zuzuwenden.

Man erkennt leicht die Einseitigkeit dieser Sätze, aber ebenso ersichtlich ist ihre nahe Verwandtschaft mit den eigenen Grundgedanken des „Ami des hommes"; Victor Mirabeau konnte jene annehmen und dabei doch des Glaubens bleiben, daß er mit eigenen Pferden pflüge. Im Jahre 1760 trat er mit einem neuen stürmischen Angriff hervor. In der Schrift „Théorie de l'impôt" wurde der Quesnaysche Satz von der allein seligmachenden Kraft der Grundsteuer vom Reinertrag des Bodens ausführlich begründet; es tritt hinzu die völlige Freigebung des inneren und auswärtigen Handels; die Verteilung und Erhebung der Grundsteuer aber muß — und damit kommt er auf seine alten Gedanken zurück — in die Hand der überall wieder einzurichtenden Provinzialstände gelegt werden. Das Wirkungsvollste in dem Buch aber waren die überaus heftigen Angriffe, sachliche und persönliche, die er gegen das jetzt in Übung stehende System der Erhebung der Steuern durch Verpachtung richtete. In dem verderblichen Verwaltungsbrauch der Steuerpacht erkennt er mit Recht einen der unseligsten an dem Wohlstand Frankreichs zehrenden Krebsschäden; diese großkapitalistischen Unternehmergesellschaften der Generalsteuerpächter, die der Regierung die Steuererträge vorauszahlten, um sie dann durch ihre dreißigtausend Beamten, mit einem Übermaß von unerbittlicher Gewaltsamkeit und räuberischer Übervorteilung, natürlich im steten Kampfe gegen ebenso rücksichtslose Defraudation, im einzelnen von

Abb. 19. J. P. Brissot.

Digitized by Google

den Steuerpflichtigen erheben zu lassen, sie lagen vampyrartig aussaugend und zugleich moralisch depravierend auf dem Lande — Mirabeau fordert die völlige Aufhebung der Steuerpacht, als erste Voraussetzung jeder Besserung. Das Buch rief natürlich in den Kreisen der an dem Institut interessierten hohen Finanz die lebhafteste Entrüstung hervor, und diese Elemente standen der Regierung nahe genug, um von ihr Satisfaktion erzwingen zu können. Der Verfasser büßte seine Kühnheit zuerst durch acht Tage Gefängnishaft in Vincennes und dann durch eine mehrwöchentliche Verbannung aus Paris; aber die Glorie dieses leicht zu ertragenden Märtyrertums steigerte natürlich nur die Popularität des mutigen „Menschenfreundes“ und der von ihm vertretenen Lehre.

Die Schule der Physiokraten erlebte in der Folge einen großen Triumph, den Eintritt eines der Ihrigen, Turgots, in das Finanzministerium, und eine große Niederlage, den Sturz dieses Ministers nach nicht ganz zwei Jahren (1776). Der Versuch war gemacht worden, auf die Gedanken Quesnays und seiner Freunde ein neues System französischer Verwaltungspolitik zu gründen — er scheiterte durch eigenes Verfehlen, durch die Macht der widerstrebenden Parteien und durch die schlaffe Schwäche Ludwigs XVI. Damit war der Höhepunkt überschritten; die Physiokratie war eine erobernde Macht gewesen, jetzt trat sie in die Defensive; ihre politische Grundanschauung war streng monarchisch, im Sinne eines aufgeklärten Absolutismus, jetzt drängten sich andere Anschauungen, hemmende und weiterstrebende, auf den Kampfplatz; die öffentliche Meinung wandte sich von den Physiokraten ab, den Platz gewannen hier Rousseau, dort die Encyklopädisten.

Aber mit dem ungebrochenen Selbstbewußtsein einer unfehlbaren Doktrin behauptete die Schule Quesnays doch ihren Posten und in gewissen Kreisen auch ihren Einfluß; der Marquis Victor Mirabeau wurde allmählich ihr Patriarch. Wir dürfen von seinen weiteren litterarischen Thaten und Schicksalen hier absehen. Eine unendliche Produktivität blieb ihm eigen bis in die spätesten Jahre; die Schriften seines Alters verloren nichts an der Fülle sich drängender und überstürzender Ideen, aber sie gewannen noch weniger an Klarheit und dem für das französische Publikum so entscheidenden Reiz stilistischer Kunst. Aber mit einem gewissen respektvollen Interesse für das Volle und Ganze dieser Natur will es uns doch berühren, wenn wir den Sechziger, inmitten der geschilderten häßlichen Familienkämpfe mit Frau und Kindern, „um die traurigen Gedanken zu verscheuchen und nicht den Kopf zu verlieren“, zur Feder greifen sehen, um sein System der menschlichen Sitten- und Pflichtenlehre zu entwerfen („les Devoirs“, geschrieben 1776, anonym gedruckt 1780); im ausgesprochenen Gegensatz gegen die immer mehr Boden gewinnenden hochmütigen Plattheiten der materialistischen Schule und unerschüttert festhaltend an den eigenen alten Grundlehren, errichtet er ein Moralgebäude von sehr weltlich utilitarischer Natur, in dem er aber zuletzt zu dem Versuch gelangt, eine Art von Konkordanz herzustellen zwischen Physiokratie und Christentum.

Es war gleichsam sein letztes Wort, ein letztes „ritornar al segno“; aber solche Worte verhallten jetzt ungehört. Die Popularität des „Ami des hommes“ in Frankreich war vor ihm gestorben. Er hat gegen das Ende seines Lebens mehr Spott und Anfeindung erfahren, als Liebe und Verehrung; er hat früher als irgend ein anderer die große elementare Erschütterung vorausgesagt, der Frankreich entgegenging; aber als sie ausbrach, war er ein fast vergessener Mann. Die geschichtliche Betrachtung erprobt an der widerspruchsvollen, sympathisch-antipathischen Erscheinung die alte Erfahrung, daß in diesen leidenschaftlichen Kraftnaturen das beste Wollen und Können und das übelste Vollbringen, die edelste Reinheit der Zwecke und das zweckwidrigste Thun dicht nebeneinander liegen. Eine einfache Formel für die Kompliziertheit solchen Wesens gibt es nicht; aber jedenfalls bildet die Gestalt dieses Victor Mirabeau eines von den anziehendsten psychologischen Problemen, an denen das Frankreich des achtzehnten Jahrhunderts so reich ist. Er würde der Betrachtung wert sein, auch wenn er nicht der Vater des großen Tribunen der Revolution wäre, dem wir uns jetzt zuzuwenden haben.

Digitized by Google

Abb. 20. Prinz Heinrich, Bruder Friedrichs des Großen. Stich von G. F. Schmidt nach Amédée Bantoo. 1765.

IV.

Wir haben die Ahnenreihe Mirabeaus an uns vorübergehen lassen. Ein bekanntes Wort Goethes drängt sich in die Erinnerung, wenn wir von ihr aus die Blicke auf den Enkel richten. Goethe macht einmal, indem er von Voltaire spricht, die Beobachtung, daß in Familien, die sich lange erhalten, die Natur bisweilen endlich ein Individuum hervorbringe, das die

Digitized by Google

Eigenschaften seiner sämtlichen Ahnherren in sich begreife, alle bisher in der Familie vereinzelt und nur andeutungsweise vorgekommenen Anlagen vereinigt und vollkommen in sich darstelle. Selten wird man diese Bemerkung anschaulicher bestätigt finden als in der Familie Mirabeau und in dem größten ihrer Söhne.

Der heiße Atem des Südens weht durch alle diese Lebensläufe; man denkt an die glühende Sonne der Provence und an ihren sengenden Mistral. Vollblütige und heißblütige Menschen, von überschäumender Kraftfülle, von trotzigem Selbstgefühl, von brennendem Ehrgeiz, der seine eigenen Wege geht, aber oft die falschen, von hochstrebender Lebensführung, die aber vermöge eines gewissen inneren Mangels die höchsten Ziele doch niemals erreicht. Zügellose Fülle der Phantasie, bei der die Grenzlinie zwischen Wahrem und Unwahrem sich oft verwischt, erscheint wie ein Erbstück des Hauses, und mit ihr gepaart schwellender südländischer Reichtum der Rede, des gesprochenen und des geschriebenen Wortes. Des Wortes freilich, wie es unter diesem Himmel blüht. „Bei uns Südländern," sagt einmal ein sehr moderner echter Sohn der Provence, „haben die Worte immer nur einen relativen Sinn"; aber, wird ihm entgegengehalten, „die Worte bedeuten doch etwas!" — „Das kommt ganz auf den Breitengrad an," (ça dépend des latitudes) ist die Antwort Numa Roumestans. Es ist in allen diesen Provenzalen etwas von dem Blute jenes Numa, des „großen Mannes" von Aps; und Tarascon, die Heimat Tartarins, liegt nicht weit von Aps unter demselben Himmel. Es fehlt ihnen allen der objektive Wahrheitssinn. Um so stärker ist der instinktive Trieb, die selbstgeschaffene Unwahrheit an die Stelle des Thatsächlichen zu setzen, die naive schöpferische Freude an der Lüge. Immer von neuem kommt Daudet auf diesen Charakterzug seiner provenzalischen Landsleute zurück: die Lüge — aber nicht die Lüge, wie sie im Norden ist, schwerfällig und zähe, sondern die südfranzösische, die leichtbewegliche, lachende, zappelnde und gestikulierende Lüge der Provenzalen, die dann wohl auch plötzlich zu völliger Aufrichtigkeit umschlagen kann. Man muß bei der Beurteilung dieser Rasse jenen Vorbehalt des „Breitengrades" immer mit in Rechnung stellen; man könnte jenes Wort Daudets als Motto auch auf eine Biographie Mirabeaus setzen.

So lange das Land schon mit Frankreich politisch vereinigt und zusammengewachsen ist, es lebt in seinen Bewohnern doch ein unverwüstliches Gefühl nationaler Eigenart: von Franzosen, Italienern und Spaniern umschlossen, fühlen sie sich noch immer als „provenzalische Nation", als „Lateiner", namentlich gegenüber den Galliern von Nordfrankreich. Sie haben ein Gepräge für sich in Menschenart und Kultur; die Rolle der Provenzalen in der Geschichte der französischen Kultur, von den Tagen König Renés bis zu denen der Revolution, ist eine ganz eigenartige, und wie ungebrochen sich die Lebenskraft und Produktivität des Stammes bis heute erhalten haben, das bezeugt die unvergleichlich herrliche Blüte der Felibredichtung unserer Tage.

In dieser Atmosphäre von Landesart und Familienerbteil steht das Geschlecht der Mirabeau. Ihre Lebensläufe haben alle eine gewisse Gleichartigkeit; so wie diese Menschen sich untereinander ähneln an Temperament und Talenten, so kehren sogar eine Anzahl von äußeren biographischen Ingredienzen bei den meisten von ihnen wieder: liederliche Jugend und militärische Anläufe, mißliche Verhältnisse mit Geld und Weibern, verkehrte Eheschließungen, häßliche Scheidungsprozesse u. s. f. gehen von Geschlecht zu Geschlecht.

Alle diese Elemente aber treten uns nun, gesammelt und zu der stärksten Wirkungsform gesteigert, in dem berühmtesten Träger des Namens entgegen. Er ist, in diesem Sinne, die potenzierte Quintessenz des Mirabeauschen Familiengeistes. Indem aber hier noch eine Reihe neuer Elemente hinzukommen und indem das Produkt dieser Vereinigung aus der Sphäre des Privatlebens und nur litterarischer Weltwirkung zuletzt hinaustritt auf die Bühne des aktiven politischen Lebens und eine Mitwirkung gewinnt an dem größten Ereignis des Zeitalters, so erhebt sich Mirabeau erst dadurch zu dem Rang einer großen geschichtlichen Gestalt.

Gabriel Honoré Mirabeau wurde am 9. März 1749 in Bignon, einem Landgut des Marquis Victor in der Nähe von Nemours, geboren. Er brachte angeblich zwei fertige Zähne mit zur Welt, wie man

Digitized by Google

Honoré Gabriel de Riquetti, Graf von Mirabeau. Paſtell von Boumieu.
(Nach einem Kohledruck von Braun, Clément & Cie. in Dornach i. E., Paris und New York.)

Digitized by Google

Digitized by Google

es auch von Ludwig XIV. erzählt, zeigte aber dafür verschiedene körperliche Defekte, einen unförmlich großen Kopf, einen verdrehten Fuß und einen Fehler an der Zunge; als er drei Jahre alt war, wurde ihm infolge schlecht behandelter Blatternkrankheit das Gesicht durch Pockennarben entstellt, und so war der Stammhalter des sonst durch stattliche Schönheit ausgezeichneten Geschlechts in dieser Hinsicht bedenklich aus der Art geschlagen: häßlich wie ein Satanskind nennt ihn der eigene Vater. Aber dieses „kleine Monstrum" war nun doch der Stammhalter und künftige Chef des Hauses.

Ein früher geborener Sohn des schreiblustigen „Menschenfreundes", in dessen Leben die Tinte eine so große Rolle spielte, war als Kind gestorben, nachdem er den Inhalt eines Tintenfasses ausgetrunken hatte; ein dritter Sohn kam fünf Jahre nach Gabriel zur Welt; es ist der spätere Vicomte Bonifacе Mirabeau, der als royalistischer Parlamentarier und als Emigrantenhäuptling eine Rolle gespielt hat.

Abb. 21. Minister Chr. W. von Dohm. Stich nach C. Guérin.

Die Erziehungsgeschichte des jungen Gabriel zeigt uns einen frühreifen, reichbegabten, temperamentvollen Knaben, der mit Leichtigkeit alles lernte, was ihm von seinen Lehrern geboten wurde und was er lernen wollte. Aber schwer zu regieren war er, ein kecker Selbstdenker und Selbstwoller von früh an, witzig und von überschwenglicher Beredsamkeit, bald von unerträglichem Stolz, bald von hinreißender Liebenswürdigkeit — alles in allem ein echter Mirabeauscher Familiensohn. Die pädagogischen Experimente des Vaters waren meist nicht recht glücklich; aber es ist wohl zu viel gesagt, wenn man ihm von Anfang an ein eigentliches Haßgefühl gegen den unschönen und in obstinater Eigenwilligkeit sich entwickelnden Sprößling zuschreibt, der überdies das Mißgeschick hatte, ihn in Gesichtszügen und Temperament an die verhaßte Familie seiner Frau zu erinnern. In seinen Briefen kommt er oft auf ihn zu sprechen: er behandelt ihn wie eine Art von schwer verständlichem psychologischen Problem, bei dem er eines tiefen Mißtrauens sich nie erwehren kann, das ihn aber doch reizt und interessiert. Man wird bei den überaus starken Aeußerungen von Mißachtung und Abneigung, mit denen er häufig von dem Sohne spricht, doch immer die sanguinische Natur des Mannes und die grelle Färbung seiner provenzalischen Ausdrucksweise in Anrechnung bringen dürfen; bisweilen bricht doch auch fast wider Willen ein Naturlaut väterlichen Stolzes durch beim Anblick des mächtigen Materials, das in dem bedenklichen Burschen steckt.

Aber mit den Jahren wuchsen die Schwierigkeiten. Was eine Hofmeister- und Hauslehrererziehung mit diesem Wildfeuer anzufangen wußte, war nach einigen Jahren erschöpft; auch drohte der Heranwachsende bei den mißlichen Familienverhältnissen im väterlichen Hause unbequem zu werden. So wurde der Fünfzehnjährige der strengen Zucht des Abbé Choquart übergeben, der in Paris ein vornehmes und im besten Rufe stehendes Erziehungsinstitut leitete. Die Disciplin war streng, der wissenschaftliche Unterricht tüchtig; der Vater Mirabeau wußte es sogar einzurichten, daß die Zöglinge auch mit den Grundlehren der Physiokratie bekannt gemacht wurden, in deren Richtung er sich selber und seinem „Ami des hommes" als volkswirtschaftlicher Schriftsteller einen so berühmten Namen gemacht. Die körperlichen Übungen spielten eine große

Digitized by Google

Rolle; es wurde französisch getanzt und gefochten, englisch gebort, preußisch exerziert, und so hat der junge Gabriel hier zwei Jahre verlebt.

An Stürmen freilich fehlte es nicht. Daß er der talentvollste Schüler war, zeigte sich bald, aber der unbändigste war er auch; einmal war es nahe daran, daß er die Anstalt verlassen mußte, nur die Fürsprache seiner Kameraden rettete ihn. Offenbar war er der Anführer bei allen schlimmen Schulstreichen, und einer seiner damaligen Genossen erzählt als Beweis für sein früh erwachtes Talent zur Intrigue, wie er einen ihm verhaßten deutschen Lehrer zu Falle zu bringen wußte: der Unglückliche wurde bei einem Spaziergang mit seiner Klasse zur Einkehr in eine Weinwirtschaft bewogen; im Einvernehmen mit dem Wirt setzte man ihm ein fürchterliches, mit Branntwein vergiftetes Getränk vor, das als Rheinwein ausgegeben wurde und dem der Deutsche so kräftig zusprach, daß er bald in tiefen Schlaf versank; darauf kehrten die Schüler allein nach Hause zurück und berichteten das Schicksal ihres Lehrers; als am anderen Morgen nach ausgeschlafenem Rausch der leichtsinnige Pädagog in das Institut zurückkam, setzte ihm der Abbé Choquart sofort den Stuhl vor die Thür — und die Schule war eines unbeliebten Lehrers ledig; der junge Mirabeau war es, der den Streich ausgeheckt hatte.

Aber auch bessere Triumphe fehlten nicht. Er galt als guter Mathematiker; der Feder und der Rede war er mächtig wie kein anderer, und kurz vor seinem Abgang von der Anstalt hielt er bei einer öffentlichen Prüfung eine „Rede auf den Prinzen Condé, verglichen mit Scipio Africanus“, die ein gewisses Aufsehen machte und dem Abbé Choquart die schöne Reklame einbrachte, daß in Pariser Blättern von ihr als einer ungewöhnlichen Leistung gesprochen wurde.

Auf die Schulzeit folgten die militärischen Lehrjahre, wie es in der Familie herkömmlich war. Freiwilligen- und Leutnantsdienst in einer kleinen Kavalleriegarnison ist nach alter und neuer Erfahrung ein gefährlicher Boden für einen heißblütigen, zu Ausschreitungen geneigten jungen Mann. Der Oberst des Regiments zu Saintes an der Charente stand in dem Ruf eiserner Strenge und eines tüchtigen militärischen Erziehers, der schon manchen verlorenen Sohn auf die richtigen Wege gebracht hatte, aber dieser neue Zögling machte ihm die Aufgabe schwer. In Sachen des Dienstes scheint er das Seinige geleistet zu haben; denn schon nach Jahresfrist schlug ihn der Oberst zum Unterleutnant vor; aber seine übrige Lebensführung gab zu den schlimmsten Klagen und zu wiederholten Strafen Veranlassung. Schulden und Weiber traten hier zuerst in sein Leben ein, die beiden Geißeln, deren er sich bis an das Ende seiner Tage nicht zu erledigen vermochte. Das Ende war, daß er infolge eines ärgerlichen Liebeshandels, bei dem er, wie es scheint, der glückliche Rival seines Obersten war, und mit Hinterlassung vieler Schulden sich heimlich aus seiner Garnison entfernte und nach Paris ging. Die Strafe für dieses schwere militärische Vergehen war, daß er als Gefangener auf die Citadelle der Insel Rhé bei la Rochelle geschickt wurde; doch schon nach sechs Monaten sehr gelinder Haft trat eine neue Wendung in seinem Schicksal ein.

Im Jahr 1769 unternahm die französische Regierung die militärische Expedition nach Korsika, die zur Einverleibung der Insel führte. Der zwanzigjährige Gefangene in Rhé faßte den lebhaften Wunsch, an diesem Kriegszug teilzunehmen, der ihm Freiheit und Thätigkeit verhieß, und da auch der Vater zustimmte, so wurde er als Titularunterleutnant der unter dem Obersten Viomenil stehenden Legion Lothringen beigegeben und trat im April 1769 seinen ersten und einzigen Feldzug an. Es ist wohl nicht ernstlich daran zu glauben, daß der Vater und „Menschenfreund“ seinen Sohn mit der bestimmten Hoffnung nach Korsika habe gehen lassen, daß eine korsische Kugel ihn von diesem unerfreulichen Sprößling befreien möchte. Jedenfalls hatte er jetzt Ursache, mit ihm zufrieden zu sein. Der junge Herr de Pierre Buffière (diesen Namen, nach einem Landgut der Familie, ließ er ihn mehrere Jahre lang führen, gleichsam um den Namen Mirabeau noch zu schonen) machte den militärischen Traditionen des Hauses alle Ehre; die Zeugnisse seiner Vorgesetzten lassen keinen Zweifel darüber, daß er sich wirklich auszeichnete

Digitized by Google

Abb. 22. Jean Pierre Erman. Schabblatt von L. Doepler.

und daß er das Zeug zu einem hervorragenden Offizier besaß, wenn nur, vom Dienste abgesehen, „la conduite“ besser gewesen wäre. An allerlei leichtfertigen Streichen hat es offenbar während dieses korsischen Feldzuges nicht gefehlt; daneben aber beschäftigt sich der junge Freiwillige auch eifrig mit der Geschichte des Landes und bringt das angefangene Manuskript einer Geschichte von Korsika mit nach Hause.

Mit dem Frühjahr 1770 war diese Campagne zu Ende und damit auch die militärische Laufbahn unseres Helden; obgleich er durch die Verwendung seines Vaters noch die Ernennung zum Titulardragonerkapitän erlangte, so hat er von dem damit verbundenen Anspruch doch niemals Gebrauch gemacht. „Eigentlich wäre ich zum Kriegsmann geboren gewesen,“ schreibt er noch viele Jahre später; aber es waren kriegsstille Zeiten jetzt in Frankreich, und zum Friedenssoldaten fühlte er sich nicht geschaffen.

Der junge Graf Mirabeau — jetzt durfte er Namen und Titel wieder führen — war inzwischen zu einem frühreifen jungen Herrn herangewachsen, der sich in der Welt sehen lassen konnte. So häßlich er war, so schlecht seine Manieren und so wenig gepflegt sein Äußeres, so übte seine Persönlichkeit doch einen bestrickenden Reiz aus durch das Feuer seiner Beredsamkeit, durch die Fülle von Kenntnissen und Ideen, durch den blendenden Reichtum von Geist und

Digitized by Google

Witz, die er besaß, und er verstand es, alle diese Gaben spielen zu lassen, wenn es ihm darauf ankam, Menschen zu gewinnen und in seinem Sinne zu lenken; wobei neben wuchernder Phantasie und schlauer Berechnung die Wahrheit wohl oft zu kurz kommen mochte. Der alte Oheim Bailli, bei dem er nach der Rückkehr von Korsika sich einige Zeit in Aix aufhielt, hätte noch vor kurzem den Neffen Taugenichts am liebsten in holländische Dienste nach Surinam geschickt — jetzt wurde er von dem genialen Sünder, der sich äußerst reumütig zeigte, der nach dem Wunsch des Vaters sich auf das Studium der Physiokratie warf und Berge von Arbeit spielend bewältigte, völlig bezaubert: „ich habe nie einen so geistreichen Menschen gesehen", schreibt er seinem Bruder, dem Marquis; „Du warst mit 22 Jahren doch auch schon quelqu'un", aber nicht die Hälfte von dem, was Dein Sohn ist; Geist hat er mehr als der Teufel." Ganz klar freilich wird dem wackeren alten Seemann der unheimlich anziehende Neffe nicht; der Eindruck eines dämonischen, unberechenbaren Wesens erfüllt ihn: „er kann schlimmer werden als Nero, aber auch besser als Mark Aurel."

Nach einiger Zeit bequemte sich auch der Vater, so schwer er sein Mißtrauen überwand, zur Aussöhnung mit dem Sohne, dessen erstaunliche Talente, für praktische Aufgaben wie für das Studium, nicht zu verkennen waren. Er übergab ihm wichtige Vertretungsgeschäfte auf den verschiedenen Familienbesitzungen; er stellte ihn am Hofe in Versailles vor, wo der geistvolle, sehr zuversichtliche und wenig höfisch geschulte junge Edelmann ein gewisses Aufsehen erregte; er führte ihn, da er ihn brauchbar fand, sogar als Mitwisser und Helfer in allerlei häßliche Familienzwiste und Erbschaftsstreitigkeiten ein, und der gewandte, zur Intrigue nur allzu befähigte Sohn machte bei dem eigenen Vater auf diesem Gebiete eine sehr bedenkliche Schule durch.

V.

Das entscheidende Verhängnis aber trat in sein Leben mit seiner unglücklichen Ehe. Wie es die herrschende Lebenssitte in diesen Kreisen nur allzu häufig mit sich brachte, war sie, bei dem Sohne ganz ähnlich wie einst bei dem Vater, ausschließlich das Werk äußerer Konvenienz und finanzieller Berechnung. Die junge Dame, auf die Mirabeau seine Blicke richtete, war die achtzehnjährige Emilie de Marignane, die als eine der reichsten Erbinnen in der Provence galt: nicht schön, aber von einigen liebenswürdigen persönlichen Vorzügen und Talenten und um ihres zukünftigen Reichtums willen eine vielumworbene Partie. Die Werbung stieß auf Schwierigkeiten; Mirabeau war entschlossen, die kostbare Beute keinem anderen zu gönnen, und ließ alle Minen springen; wie es ihm zuletzt gelang, die Eroberung zu machen, ist nicht ganz klar; es wurde später erzählt, daß er in sehr schnöder Weise die junge Dame so kompromittiert habe, daß ihr und den Ihrigen nichts übrigblieb, als in die Heirat zu willigen. Im Juni 1772 wurde in Aix die Vermählung gefeiert; das Schloß Mirabeau wurde dem jungen Paar zum Aufenthalt überlassen, eine leidlich auskömmliche Rente ihm ausgesetzt.

Eine Zeit lang hielt, wie es schien, die Idylle vor, und im folgenden Jahr wurde ein Stammhalter geboren. Aber in Wahrheit war schon sehr bald alles außer Rand und Band. Der unbändige junge Gutsherr, der nicht viel Ernsthaftes zu thun hatte, war bald das Stadt- und Landgespräch in der ganzen Provence wegen seiner wilden Streiche und seiner brutalen Gewaltsamkeiten, vor allem wegen seiner maßlosen Verschwendung und seiner unermeßlichen Schulden; in anderthalb Jahren hatte er es auf 200000 Livres gebracht. Nicht minder geriet die junge Frau bald auf wilde Wege; in dem Städtchen Manosque, wohin das Paar seinen Wohnsitz verlegt hatte, knüpfte sie einen schlimmen Liebeshandel an mit einem schönen jungen Offizier, und nur mit Mühe ließ sich der beleidigte Eheherr von einem öffentlichen Scheidungsskandal zurückhalten. Vor allem aber drängten immer ungestümer die Gläubiger. Um einer Verhaftung vorzubeugen und die Familie vor der Schande eines Schuldenprozesses zu bewahren, ergriff der Vater Mirabeau das damals öfter benutzte Mittel, beim Ministerium einen königlichen Haftbefehl (lettre de cachet) gegen seinen Sohn auszuwirken, wodurch diesem zuerst das Schloß Mirabeau, dann die Stadt

Digitized by Google

Abb. 23. Henriette Herz. Stich von Alb. Teichel nach Anton Graff.

Manosque, später, nach neuen Missethaten, das Château d'If auf der Reede von Marseille als Zwangsaufenthalt angewiesen wurde. Zugleich aber hatte ein solcher Haftbefehl die Wirkung, daß der davon Betroffene, gleichsam als persönlicher Gefangener des Königs (sous la main du Roi), der Verfolgung durch die Gerichte entzogen wurde, und die Gläubiger hatten zunächst das Nachsehen, bis sie sich mit einem Arrangement zufrieden gaben. Um dem verschwenderischen Sohn weiteres Schuldenmachen zu erschweren, ließ der Vater ihn sogar gerichtlich für unmündig erklären und unter Kuratel stellen.

Sieben Monate verlebte der Strafgefangene auf der einsamen Felsenklippe des Château d'If. Vor seinen Gläubigern war er dort sicher; die andere Geißel seines Lebens, wüste Sinnlichkeit und schmutzige Liebschaften, verfolgte ihn auch hierher. Seine Frau weigerte sich, die Haft mit ihm zu teilen, und zog es vor, gleichfalls ihre eigenen, sehr freien Wege zu gehen; das Verhältnis der beiden Gatten lockerte sich mehr und mehr. Endlich beschloß der Vater, ihm einen anderen Aufenthaltsort anweisen zu lassen, der minder gefängnismäßig erschien und zugleich den Vorteil hatte, den unbequemen und auch aus der Haft heraus immer intriguierenden Sohn möglichst weit von der Heimat und von der Berührung mit der Familie zu entfernen. Im Mai 1775 wurde Mirabeau in dem Fort Joux bei Pontarlier in der Franche Comté interniert.

Digitized by Google

Die tragischste Verwickelung dieses stürmischen Jugendlebens bricht an. Mirabeau war jetzt 27 Jahre alt; eine Natur, die durch den Reichtum ihrer intellektuellen Begabung, durch die leidenschaftliche Gewalt aller ihrer Triebe zu einer mächtigen aktiven Lebensbethätigung geschaffen war — die armselige Familienpolitik des Vaters weiß mit dem genialen Sünder, dessen schwerste Sünden bis jetzt seine Schulden waren, nichts anderes anzufangen, als ihn aus einer Festungshaft in die andere zu schleppen und dieses zur Thätigkeit geschaffene Leben in beruflosem Müßiggang verkommen zu lassen. Begreiflich wenigstens ist es, wenn diese gefesselte Thatkraft auf wüste Abwege durchbrach und in den Jämmerlichkeiten einer trivialen Liebschaft und einer verbrecherischen Entführungsgeschichte sich austobte und zu Grunde richtete.

Die bequeme Haft in Fort Joux gestattete Mirabeau den gesellschaftlichen Verkehr in dem benachbarten Städtchen Pontarlier, wo der interessante Gefangene, der Sohn eines weitberühmten Vaters und selbst auch schon Gegenstand einer pikanten Legende, eine höchst willkommene Erscheinung war. Hier lernte er Sophie Monnier kennen, die jugendliche Gattin des bejahrten Marquis de Monnier, dessen Haus das vornehmste und gastlichste in Pontarlier war. Es hat wenig Reiz, die einzelnen Stadien der nun folgenden Verwickelungen zu schildern: die nur zu oft erprobte Unwiderstehlichkeit Mirabeaus den Frauen gegenüber trug bei der liebenswürdigen, sinnlichen und leichtsinnigen Frau seines Gastfreundes einen raschen Sieg davon; nach vielen intriguenreichen Verwirrungen und Abenteuern war das Ende, daß beide heimlich aus Frankreich entwichen; auf Schweizer Boden trafen sie zusammen und entkamen glücklich nach Holland; im September 1776 ließ sich das Paar unter einem falschen Namen in Amsterdam nieder.

LETTRE

DU

COMTE DE MIRABEAU

! * * *

SUR

M. M. DE CAGLIOSTRO ET LAVATER.

Quantum, carminibus quæ versant atque venenis humanos animos.

Horat. Serm. L. I. 8.

à BERLIN,

CHEZ FRANÇOIS DE LAGARDE, Libraire, rue & pont des Chasseurs.

1786.

Abb. 24. Titelblatt der „Lettre du Comte de Mirabeau". 1786.

Ein verhängnisvoller Schritt war gethan. Die Verführung einer Frau nahm die Sitte des Landes und des Zeitalters leicht, eine Entführung wog schwerer und führte notwendig in das kriminelle Gebiet. Das Gericht in Pontarlier verurteilte den Entführer und doppelten Ehebrecher zur Zahlung einer Buße von 40 000 Livres an den Marquis de Monnier, dann zur Enthauptung und zur vorläufigen Anheftung seines Bildes an das Schaffot; Sophie Monnier sollte, von ihrem Gatten geschieden, lebenslänglich in ein geistliches Korrektionshaus eingesperrt werden. An die Ausführung des Urteils gegen Mirabeau ist wohl nie ernstlich gedacht worden; aber von hier an ist der Ruin seiner socialen Stellung entschieden; für die „Gesellschaft" des alten Frankreich ist er fortan ein Unmöglicher, ein Ausgestoßener; wenn er dennoch emporkommen will, so kann es nur auf den Trümmern des alten in einem neuen Frankreich sein.

Digitized by Google

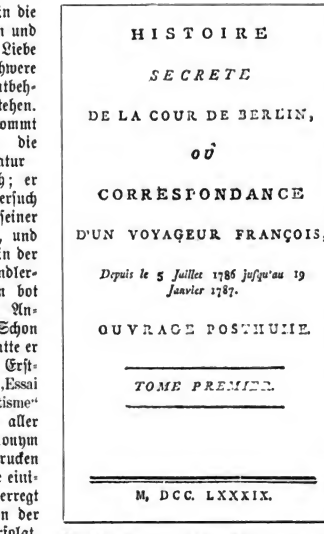
Abb. 25. Honoré Gabriel Mirabeau. Farbiger Stich von P. M. Alix.

Vorerſt aber lebte er in ſeinem Aſyl in Amſterdam. Das Liebesverhältnis der beiden Flüchtlinge mag nicht durchweg ganz ſo ideal geweſen ſein, wie es in dem Brillantfeuer von Mirabeaus ſpäteren Briefen aus Vincennes erſcheint. In Geldſachen waren ſie beide ſo frei von Skrupeln wie möglich; Mirabeau hatte das Abenteuer mit völlig leerer Kaſſe unternommen, und Sophie hatte ſich nicht geſcheut, aus dem Hauſe ihres verlaſſenen Gatten an Geld und Geldeswert mitzunehmen, was ſie zuſammenraffen konnte. Das Paar lebte zunächſt von Monnierſchem Gelde, und nachdem dieſes und der Erlös der mitgenommenen Preziosen verzehrt war, ſtellte ſich bald bitterer Mangel ein, und das leidige Schuldenmachen begann von neuem. Immerhin aber vermag dieſe Zeit des holländiſchen Flüchtlingslebens ein gewiſſes menſchliches Intereſſe an den beiden Schuldigen einzuflößen; ſie haben ihr

Digitized by Google

Schicksal selbst in die Hand genommen und finden in ihrer Liebe die Kraft, um schwere Leiden und Entbehrungen zu bestehen.

Hier zuerst kommt bei Mirabeau die Schriftstellernatur zum Durchbruch; er mußte den Versuch machen, von seiner Feder zu leben, und der Aufenthalt in der alten Buchhändlerstadt Amsterdam bot dafür günstige Anknüpfungen. Schon in Pontarlier hatte er seine politische Erstlingsschrift, den „Essai sur le despotisme" verfaßt und in aller Heimlichkeit anonym in der Schweiz drucken lassen; sie hatte einiges Aufsehen erregt und wurde von der Regierung verfolgt, jetzt ließ er sie in Holland in neuer, vermehrter Auflage erscheinen. Eine politische Deklamation von nicht gerade sehr großer Neuheit der Gedanken; man hatte gegen den Despotismus schon vieles gesagt und geschrieben in Frankreich, und namentlich die Lesefrüchte aus den Schriften des Vaters sind bei dem Sohne leicht nachzuweisen; aber was ihm eigen war, das war die Leidenschaft und das Feuer des rhetorischen Vortrags, der künftige große Redner kündigt sich an, und dies gab der Schrift ihre Wirkung. Eine noch würdigere Aufgabe bot ihm gleich darauf eine Missethat des deutschen Despotismus jener Tage. Eben damals stand der schmachvolle Schacher in voller Blüte, den mehrere deutsche Fürsten, der von Hessen-Kassel voran, mit ihren an die Engländer zum Kampf gegen die nordamerikanische Erhebung vermieteten Truppen betrieben. Mirabeau richtete dagegen eine mit flammender Beredsamkeit geschriebene Flugschrift („Avis aux Hessois" etc.), die fast ein Aufruf war zu offenem Widerstand. Der Haß gegen den Despotismus ist das immer neu variierte Thema, und wenn er in derselben Zeit eine geistvolle kleine Abhandlung über die Musik schrieb („Le lecteur y mettra un titre"), so weiß er auch hier die Wendung zu finden, daß die Entartung der Musik und überhaupt aller Künste eine Frucht und zugleich eine der schärfsten Waffen des Despotismus sei.


HISTOIRE

SECRETE

DE LA COUR DE BERLIN,

OU

CORRESPONDANCE

D'UN VOYAGEUR FRANÇOIS,

Depuis le 5 Juillet 1785 jusqu'au 19 Janvier 1787.

OUVRAGE POSTHUME.

TOME PREMIER.

M, DCC. LXXXIX.

Abb. 26. Titelseite der „Histoire secrète de la Cour de Berlin".

Viel litterarische Handwerkerarbeit, zum Broterwerb geschrieben, ging daneben her, Übersetzungen, Journalartikel u. a. Das Schlimmste war, daß er seine Feder auch mißbrauchte zur Parteinahme in den häßlichen Prozeßstreitigkeiten, die jetzt zwischen Vater und Mutter schwebten; er trat mit einem überaus giftigen Pamphlet jetzt auf die Seite der Mutter. Aber das schlug ihm zum Verderben aus. Der alte Marquis Victor war über die Herausforderung aufs höchste gereizt und beschloß den „Tollhäusler" jetzt völlig unschädlich zu machen. Durch Vermittelung des französischen Gesandten im Haag wurde im Mai 1777 die Verhaftung des schuldigen Paares in Amsterdam und seine Auslieferung nach Frankreich bewerkstelligt. Sophie Monnier wurde bis zu ihrer bevorstehenden Entbindung in strengem Privatgewahrsam gehalten, dann in ein Kloster gesperrt; Mirabeau, der eben jetzt von dem Gericht in Pontarlier zum Tode Verurteilte, wurde in das Staatsgefängnis von Vincennes gebracht, das neben der Pariser Bastille als der schwerste Kerker des alten Frankreich galt.

Digitized by Google

In dieser harten Gefangenschaft hat Mirabeau 3½ Jahr seines Lebens verbracht (Juni 1777 bis Dezember 1780). Man mag die Strafe der Schuld entsprechend finden; aber grausam und ungerecht erscheint sie, weil sie über ihn verhängt wurde nicht infolge eines Gerichtsverfahrens und Rechtsspruchs, sondern auch jetzt wieder auf Grund der brutalen Willkür eines königlichen Haftbefehls, hinter dem der Haß des erbitterten Vaters und seine Angst vor dem gefährlichen Sohne standen. Zum erstenmal erfuhr der Sträfling in Vincennes die Leiden einer wirklichen strengen Gefängnishaft. Es war ursprünglich auf völlige Isolierung in einsamer Zelle abgesehen; er sollte tot sein für die Welt, nur der Vater sollte seinen Aufenthaltsort wissen; Papier und Bücher waren untersagt: „ich sollte mich weder mit den Lebenden, noch mit den Toten unterhalten" — als ob es darauf angelegt wäre, ihn zum Wahnsinn zu bringen. Es gehörte die Hünenkraft des starken, durch unabläßige Leibesübungen von früh an abgehärteten Mannes dazu, um körperlich nicht zu erliegen; eine Zeit lang fürchtete er, das Augenlicht zu verlieren. Geistig kam ihm zu Hilfe, daß die fast dämonische Kunst, Menschen für sich zu gewinnen und sich dienstbar zu machen, die ihm von jeher eigen war, ihn auch in Vincennes nicht verließ. Er hatte es überall verstanden, die Vorsteher seiner verschiedenen Gefängnisse sich zu nachsichtigen Freunden und Helfern zu machen; auch hier gelang es ihm nach einiger Zeit, die Strenge der für ihn vorgeschriebenen Gebote wenigstens in manchen Punkten zu umgehen. Es fand sich ein wohlgesinnter Gefängnisbeamter, der ihn mit Büchern und Zeitungen versah, und Mirabeau hat in diesen Jahren seiner Haft eine unendliche Masse von Litteratur aus den verschiedensten Kreisen gelesen und in ausführlichen Excerpten sich zu eigen gemacht. Er durfte auch schreiben und sogar drucken, um Geld zu verdienen, und erging sich in zahllosen Produktionen.

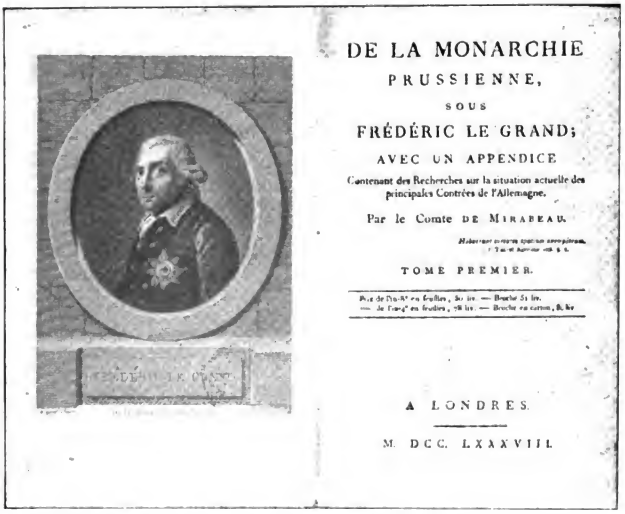


Abb. 27. Titelblätter von „De la Monarchie prussienne, sous Frédéric le Grand" Erdmannsdörffer, Mirabeau 3

Digitized by Google

Das meiste davon war wertlose Spreu; aber man thut einen Blick in einen Abgrund von gefesselter, wild sich bäumender sinnlicher Leidenschaft, wenn man sieht, wie dieser Gefangene lange Zeit es eine seiner Lieblingsaufgaben sein läßt, nebst allerlei Auszügen aus den erotischen Dichtern des Altertums, die graziös-lüsternen „Basia“ des geistreichen Renaissancedichters Johannes Secundus aus dem Lateinischen zu übersetzen und — für Sophie Monnier mundgerecht zu machen. Seine Versuche, durch schriftliche Vorstellungen bei den Ministern und bei dem König selbst eine Behandlung seiner Sache im legalen Rechtsweg zu erwirken, blieben völlig vergeblich, zum Teil durch die Gegenwirkung des Vaters. So entschloß sich Mirabeau, den Kampf gegen den Despotismus auch auf diesem Gebiet litterarisch aufzunehmen; er schrieb seine Abhandlung über die „lettres de cachet“ und die „Staatsgefängnisse“, die er später, nach seiner Freilassung, veröffentlichte und in der er, ein nur allzu sachkundiger Zeuge, die ganze brutale Tyrannei der geheimen Kabinettsjustiz durch königliche Haftbefehle ohne Gesetz und Richter vor der Nation enthüllte. Ein stilistisches und agitatorisches Meisterstück, welches einen tiefen Eindruck auf die öffentliche Meinung in Frankreich gemacht hat.

Das merkwürdigste Denkmal dieser Gefängniszeit aber sind seine Briefe. Ein Jahr nach Mirabeaus Tode wurden sie in Paris veröffentlicht. Es knüpfen sich an die indiskrete Publikation dieser vier Bände intimster Korrespondenz allerlei kritische Fragen, die uns hier nicht zu beschäftigen brauchen; jedenfalls steht im ganzen die Echtheit der uns erhaltenen Briefe vollkommen fest und ebenso fest die Thatsache, daß es neben diesen, die durch die Hände der Aufsichtsbeamten gingen, noch eine große Anzahl von ganz geheimen, unkontrollierten Briefen gab, die in der gedruckten Sammlung sich nicht befinden. Mirabeau erlangte schon sehr bald durch die Gunst der von teilnehmendem Interesse ergriffenen Beamten die Möglichkeit brieflichen Verkehrs mit der Außenwelt, allerdings unter steter Polizeikontrolle seiner Briefe und der einlaufenden Antworten. Er hat, ein unermüdlicher Briefschreiber wie sein Vater und wie dieser ein Meister des Briefstils, von dieser Erlaubnis den ausgiebigsten Gebrauch gemacht; er hat in seiner Gefängniszeit ein paar tausend Briefe, zum Teil sehr umfängliche, geschrieben.

Ein Seelengemälde von intimstem Reiz stellen uns diese vier Bände von Briefen „aus dem Kerker von Vincennes“ vor die Augen. Alles, was die Seele dieses leidenschaftlichen, genialen Menschen in der ertötenden Einsamkeit einer dreijährigen Haft bewegt, spiegeln sie wieder: den Ingrimm über die an ihm verübte rechtlose Gewaltthat, die Klage über die verlorene Jugend, den Verkehr mit dem hilfreichen Freund, der sein Elend mildert und ihn vor der Verzweiflung rettet, die angestrengte geistige Arbeit, die immer neuen Versuche, seine Fesseln zu lösen oder zu sprengen, und bei all dem den Wechsel zwischen gefaßter Ergebung, trotzigem Stolz, berechnender Verstellung, geheuchelter Selbsterniedrigung — man meint (um einen Ausdruck Niebuhrs anzuwenden) in allem, was er in Vincennes schrieb, gleichsam das Mutgeheul eines eingekerkerten, gewaltigen Raubtieres zu vernehmen.

Aber daneben nun die ganz anderen Klänge, die uns aus den Briefen an Sophie Monnier entgegentönen! Die Briefe an die Geliebte bilden den größten Teil der Sammlung; die Korrespondenz ging durch die Hände der kontrollierenden Aufsichtsbeamten, aber Hunderte von Briefen, die uns nicht erhalten sind, wurden danebenher auf geheimen Wegen gewechselt; leider sind die Briefe Sophiens, wie es scheint, vernichtet worden. Die Briefe Mirabeaus an sie aber werden immer eines der denkwürdigsten litterarischen Monumente des Zeitalters bleiben. Sie sind das Opfer, das diese leidenschaftliche, ganz von aktiver Lebenskraft erfüllte Natur auf dem Altar der Empfindsamkeit darbringt; ein persönlich-biographisches, aber zugleich auch ein litterarisches Denkmal. Mirabeau weist es entschieden zurück, wenn Sophie sich durch seine Briefe an Rousseaus klassischen Roman der Empfindsamkeit erinnern läßt; aber in der That empfand die feinfühlende Frau ganz richtig: man kann diese glühenden Liebesbriefe nicht lesen, ohne sich zu erinnern, daß sie im Zeitalter der „Neuen Heloise“ und des „Werther“ geschrieben sind, ohne den Eindruck zu gewinnen, daß

Digitized by Google

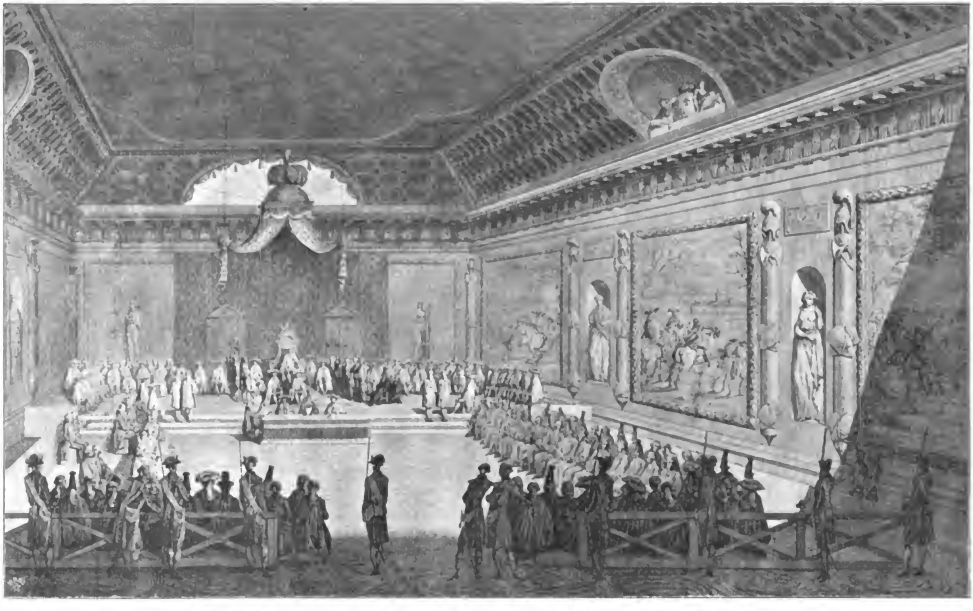


Abb. 28. Verſammlung der Notabeln zu Verſailles am 22. Februar 1787. Stich von Girardet.

Digitized by Google

Abb. 29. Necker. Stich nach Le Brun.

Rousseau gleichsam „geheimer Mitarbeiter" an ihnen gewesen ist. Zugleich aber sind sie doch sein intimstes Eigen. Es ist unendlich viel wahre und warme Empfindung in diesen leidenschaftlichen Liebesergüssen. Es tobt in ihnen eine heiße Sinnlichkeit, die keine Frivolität scheut, die nicht selten zu empörendem Cynismus sich steigert (nicht selten, doch auch nicht so häufig, wie manche Leser meinen, die nur diese Stellen sich herausſuchen), aber gar manches davon darf man auch auf die Rechnung von Rasse und Familienart, von Zeitgeist und Modelascivität setzen. Der überwiegende Eindruck ist doch der eines, nicht eben ganz reinen, aber nach dem Maßstab des Zeitalters und, wenn man will, des „Breitengrades", menschlich wahren und nicht unedlen Verhältnisses. Es ist Treue und Wahrhaftigkeit darin, neben aller sinnlichen Glut und forcierten Gefühlsseligkeit, und besonders die Briefe, in denen Mirabeau von seiner damals von Sophie geborenen Tochter spricht, von dem Leben, der Er-

Digitized by Google

Abb. 30. Necker. Stich von Aug. von St. Aubin nach J. S. Duplessis.

ziehung, dem frühzeitigen Tode dieser „Gabriele Sophie", bieten ein so reines Bild von tief empfundenem Vaterglück und Vaterschmerz, daß an der Aufrichtigkeit dieser Gefühle zu zweifeln unmöglich ist.

Aber nicht allein von Herzensangelegenheiten ist in diesen brieflichen Unterhaltungen die Rede. Sie eröffnen den Einblick in das ganze Chaos von streitenden Gefühlen und Gedanken, die diesen Kopf

Digitized by Google

und diese Seele erfüllen: litterarische Interessen, politische Deklamationen, philosophische Reflexionen, an allem läßt er die Geliebte teilnehmen — und die Beamten, welche seine Korrespondenz überwachen. Mit der größten Offenheit spricht er seine Ansichten aus über den „Mummenschanz" von Kirche und Religion: er ist los von beiden, der resolute Anhänger der Radikalphilosophie des Jahrhunderts, der bald nach dem gefühlvollen Deismus des „Vikars von Savoyen" neigt, bald skrupellos die Sprache des „Système de la nature" spricht; dazwischen hinein ist er dann auch wieder imstande, einen salbungsvollen Aufsatz über die Unsterblichkeit der Seele zu schreiben.

Ein rätselvolles Seelenleben voll unlösbarer Widersprüche. Wahrheit und Lüge, Reinheit und Schmutz, Edelstes und Verworfenstes dicht bei einander, und über allem das unerschütterliche Selbstbewußtsein des Mannes, daß trotz aller Schuld und Sünde, die er nicht leugnet, dennoch die Instinkte von Tugend und Ehre die mächtigeren in ihm seien.

Endlich brach der Tag der Freiheit an. Die Geschichte von Mirabeaus Befreiung aus dem Kerker ist ein Gewirr von komplizierten Verhandlungen, bei denen auf allen Seiten unlautere Motive, gegenseitiges Belügen und arglistige Berechnung das Spiel führten. Dem alten Marquis Victor war die Befreiung des Sohnes jetzt annehmbar, weil er dringend seine Unterstützung in dem immer bedenklicher verlaufenden Kampf gegen seine Frau wünschte — der Übertritt auf die Seite des Vaters gegen die Mutter war der eine Preis, den Mirabeau für seine Freiheit zahlen mußte, und er scheute sich nicht, ihn zu zahlen. Außerdem war für den Marquis sehr wichtig die Rücksicht auf die Zukunft des Hauses. Der junge Sprößling Mirabeaus aus seiner Ehe war gestorben; eine Aussöhnung der beiden jungen Gatten, mit der Aussicht auf neue Nachkommenschaft und zugleich auf ein günstiges Vermögensarrangement, erschien wünschenswert — und Mirabeau hat es über sich gewonnen, auch hierin sich zu demütigen und der Frau, die er haßte und verachtete, Briefe voll Reue und Hingebung zu schreiben, um auch sie zur Fürsprecherin für seine Befreiung zu gewinnen. Die beste Rolle dabei spielte Sophie Monnier, die selbstlos dem Geliebten zur Aussöhnung mit seiner Frau riet und in gleichem Sinne auch an den alten Marquis schrieb, um dem Gefangenen den Weg zur Freiheit zu bahnen.

Am 13. Dezember 1780 öffneten sich die Thore des Kerkers, Mirabeau war der Welt und dem Leben zurückgegeben. Die harten Jahre von Vincennes hatten ihn geistig weitergebracht und gereift. Das wilde Ungestüm seines Temperamentes aber hatten sie nicht gebeugt, und mit der ganzen ungebrochenen Gewalt der alten Leidenschaften kehrt er kampfbereit zurück in die Welt, die ihn verstoßen hatte und die auch jetzt den äußerlich Begnadigten doch als verlorenen Sohn zu betrachten fortfuhr. Nur eine von den alten Leidenschaften ward in das neue Leben nicht mit hinübergenommen: das Verhältnis zu Sophie Monnier löste sich. Mirabeau ließ es die erste Aufgabe der neugewonnenen Freiheit sein, daß er die Wiederaufnahme des gegen ihn und Sophie in Pontarlier geführten Prozesses durchsetzte. Er stellte sich freiwillig als Gefangenen in Pontarlier; er erreichte, mit Annullierung des früheren harten Spruches, für Sophie ein ziemlich günstiges Urteil, das sie in ihrer Ehre wiederherstellte und ihr einen angemessenen Lebensunterhalt zusicherte; von dem einst gegen ihn selbst gefällten Todesurteil war nicht mehr die Rede. Aber so ritterlich er hier seine Pflicht erfüllte, das alte persönliche Verhältnis war schon seit einiger Zeit erschüttert, und es gelang, wohl durch Schuld auf beiden Seiten, nicht es wiederherzustellen; auch eine nochmalige persönliche Begegnung steigerte nur die gegenseitige Verstimmung. Die Blüten, die in der dumpfen Gefängnisluft von Vincennes zu so blühender Pracht sich entfaltet hatten, welkten in der Luft der Freiheit. Die Wege der beiden Liebes- und Leidensgenossen gingen auseinander. Sophie Monnier hat einige Jahre später, nachdem ihr erster Gemahl gestorben, die Hoffnung gefaßt, in einer neuen Ehe doch noch Lebensglück und ein befriedetes Dasein zu finden — der Mann, dem sie die Hand zu reichen gedachte, starb kurz vor der geplanten Vermählung. Das Scheitern dieser letzten Lebenshoffnung ertrug sie nicht; im September 1789 hat sie sich selbst den Tod gegeben. Mirabeau erhielt

Digitized by Google

die Nachricht von dem tragischen Ende der einstigen Geliebten in einer Sitzung der Nationalversammlung in Versailles; er verließ, so wird erzählt, tief erregt den Sitzungssaal und ließ sich mehrere Tage lang vor niemand sehen.

VI.

Mirabeau stand, als er den Kerker von Vincennes verließ, in seinem einunddreißigsten Lebensjahr. Er hatte keine gesicherte unabhängige Lebensstellung, keinen Beruf, keine Familie, die ihn als den Ihrigen aufnahm und ihm die Wege zu einem neuen Leben bahnte. Die Fülle seiner reichen Geistesgaben war durch die Arbeiten und Erfahrungen der drei Gefängnisjahre erweitert und gereift; seine politischen Anschauungen vor allem hatten feste Gestalt anzunehmen begonnen, die Ahnung eines gewaltigen Könnens, eines künftigen politischen Berufes geht ihm von fern her auf. Zu einer gleichen Potenzierung und Veredelung seiner Charakterverfassung waren die Schicksale, die er erduldet, nicht angethan, und wir erblicken ihn bald wieder auf den bedenklichsten Wegen. Mit dem Vater trat er in der nächsten Zeit in ein gutes Verhältnis und unterstützte ihn in seinem Prozeß gegen die Marquise; aber als eben jetzt dieser Prozeß definitiv zu Ungunsten des Marquis Victor entschieden wurde, wechselte er skrupellos bald darauf noch einmal die Partei und trat, als ihm beträchtliche Vermögensvorteile winkten, wieder auf die Seite seiner Mutter, die er kurz zuvor aufs schnödeste bekämpft hatte.

Abb. 31. Talleyrand.

Die wichtigste Aktion aber wurde jetzt der Prozeß mit seiner eigenen Frau. Mirabeau hatte, dem Wunsch des Vaters entsprechend, eine Aussöhnung anzubahnen versucht und verlangte die Rückkehr seiner Gattin in sein Haus. Seine Bemühungen waren damals wohl ernstlich gemeint; es handelte sich um eine gesellschaftliche Rehabilitation und zugleich um den Mitgenuß eines ansehnlichen Vermögens. Die Antwort war kühle Zurückweisung; die junge leichtfertige Frau wohnte in Aix in dem Hause ihres Vaters, eines etwas passierten Lebemannes von sehr bequemen Sitten, der von seiner Frau getrennt lebte, ebenso wie seine Eltern einst gethan; die Ehescheidung war in dem Hause Marignane traditionell, schon in der zweiten Generation, und die dritte folgte alsbald. Die junge Gräfin Mirabeau, die hier als Mittelpunkt eines großen gesellschaftlichen Kreises ein sehr ungebundenes und vergnügtes Leben führte, war durchaus nicht gesonnen, wieder in die Gemeinschaft mit ihrem ihr völlig gleichgültigen Gemahl zurückzukehren, und die Familie unterstützte ihren Widerstand. Mirabeau wurde, als er in Aix erschien, als ein anrüchiger Taugenichts behandelt, mit dem man jede Berührung ablehnte; die Ehescheidung wurde beantragt.

Der große skandalreiche Ehescheidungsprozeß beginnt. Man hat keine Ursache, sich für die eine oder die andere Partei zu erwärmen. Aber wenn bei Mirabeau alles, was gegen ihn in die Wagschale fiel, nur allzu notorisch vor den Augen der Welt und der Richter lag, so gehörte bei der Gegenpartei in der That ein hoher Grad von scheinheiligem Pharisäertum dazu, um gegen ihn mit Argumenten von Sitte und Familienehrbarkeit zu Felde zu ziehen.

Digitized by Google

Mirabeau nahm den Kampf auf; er führte, von einigen juristischen Beiräten unterstützt, seine Sache vor dem Gericht persönlich. Die Gegenpartei hatte den berühmtesten Advokaten der Provence, Portalis, den späteren Mitarbeiter an dem Napoleonischen Code civil, mit der Führung des Prozesses beauftragt. Aber was niemand erwartete, geschah. Der rednerische Neuling Mirabeau trug über den gewiegten Advokaten Portalis den vollkommensten Sieg davon; seine Rede war ein Meisterstück von klug berechneter Mäßigung und hinreißendem Pathos, das selbst die Gegner rührte; die Richter erkannten, daß die klagende Gattin bis zur definitiven Entscheidung der Scheidungsklage zu ihrem Gemahl zurückzukehren oder sich inzwischen in ein Kloster zurückzuziehen habe, in dem es Mirabeau erlaubt sei, sie zu besuchen.

Aber die Gegenpartei appellierte wider diesen Spruch an die höhere Instanz, das Parlament von Aix. Der Prozeß nahm immer mehr den Charakter eines öffentlichen Ereignisses an. Die gesamte Bevölkerung nahm Partei für und wider; der Zudrang zu dem Gerichtstag war ein ungeheurer; zahlreiche Fremde und vornehme Reisende, ein österreichischer Erzherzog unter ihnen, kamen nach Aix, um das merkwürdige Schauspiel mit zu erleben — und es war in der That der Mühe wert, wenn man die Aufregung eines raffinierten Familienskandals ohnegleichen suchte. Die beiden Prozeßreden von Portalis und von Mirabeau waren Prachtstücke von gerichtlicher Beredsamkeit und beide von gleich wilder Schnödheit des Angriffes und der Verteidigung. Das ganze unreinliche Interieur des Mirabeauschen Familienlebens ward schonungslos und schamlos enthüllt, die intimsten Vorgänge besprochen, die geheimsten Briefschaften verlesen; auch Mirabeau warf jetzt jede Mäßigung von sich; es war, als ob aller in den drei Jahren von Vincennes angesammelte Haß jetzt explodierte, er hat sich selbst nicht gescheut, dem Gerichtshof einen Brief vorzulegen, aus dem unwiderleglich sich die Schande eingestandener ehelicher Untreue auch für seine Frau ergab. Man behauptete nachmals, daß nur diese Bloßstellung seiner Frau Mirabeau den Hals gebrochen habe — jedenfalls das Parlament von Aix entschied gegen ihn; am 5. Juli 1783 wurde, entsprechend dem Antrage der Frau, die Ehescheidung ausgesprochen.

Es mag dahin stehen, ob Mirabeau noch ernstlich an die Möglichkeit einer Wiedervereinigung mit seiner Frau gedacht hat; er machte sogar noch den vergeblichen Versuch, an die höchste Instanz des königlichen Ministerconseils zu appellieren; seine Führung des Prozesses macht fast mehr den Eindruck einer desperaten Kraftprobe. Und mit dieser wenigstens war er Sieger geblieben. Der Prozeß von Aix brachte ihm keine gesellschaftliche Rehabilitierung; selbst die äußerliche Versöhnung mit dem Vater kam darüber in die Brüche, der alte Marquis sagte sich jetzt definitiv von dem Sohne los und überließ ihn seinem Schicksal. Aber noch nie war, neben aller Maßlosigkeit seiner Leidenschaft, die imposante Fülle seiner Talente, der unerschöpfliche Reichtum seiner geistigen Hilfsmittel so wie hier vor die Augen der Welt getreten. Und auf einem ganz neuen Gebiete. Der große Redner Mirabeau hat sich enthüllt. Er war eine populäre Persönlichkeit geworden. Wenn es künftig in Frankreich eine andere Rednerbühne für höhere Zwecke geben wird, wird man dieser Tage von Aix und des gewaltigen geistvollen Redners gedenken.

VII.

Zunächst aber war und blieb er ein aus seinen gesellschaftlichen Kreisen ausgestoßener, mit steten Geldverlegenheiten nicht immer ruhmvoll kämpfender Abenteurer, der jedoch nie den Glauben an sich selbst verlor. Es folgt in seinem Leben eine Zeit, die man als die der Lehr- und Wanderjahre bezeichnen kann.

Nicht ganz vereinsamt trat er in sie ein. Zum erstenmal in seinem an unschönen Liebesaffairen so reichen Leben schloß Mirabeau jetzt eine Verbindung mit einer Frau, bei der er für eine Reihe von Jahren die Stetigkeit eines festen Verhältnisses und selbst eine Art von geordnetem und beglückendem Familienleben, freilich das Familienleben eines „Fahrenden", fand. Die Dame, der es gelang, ihn so lange zu fesseln, war die uneheliche Tochter eines vornehmen Holländers van Haren, der

Digitized by Google

Abb. 32. Lit de Justice zu Versailles am 6. August 1787. Stich von Girardet.

Digitized by Google

schon vor Jahren gestorben war: von auffallender Schönheit, neunzehn Jahr alt, wohlerzogen, von tadellosem Rufe, ganz alleinstehend in der Welt, lebte sie von einer kleinen ihr vom Vater hinterlassenen Rente in Paris. Als sie Mirabeau kennen lernte, fühlte sie sich zuerst von ihm abgestoßen; seine Häßlichkeit schreckte sie; nach einigen Monaten war sie von dem dämonischen Zauber seines Wesens überwunden. Nicht eigentliche Leidenschaft, so bekennt sie selbst, ließ sie seinem stürmischen Werben nachgeben; die Bewunderung für seinen Genius riß sie hin und zugleich ein warmes weibliches Mitgefühl für dieses reiche, vom Schicksal so arg zerzauste Leben, dem sie durch ihre Hingabe Glück, Frieden und Wohlordnung bringen zu können hoffte. Es war eine Art Rettungswerk, das sie an ihm zu vollbringen gedachte und für das sie das Opfer eines zweideutigen Verhältnisses auf sich nahm. Als Madame de Nehra, wie sie sich nannte, ist sie fünf Jahre lang Mirabeaus getreue Genossin gewesen, feinsinnig und verständnisvoll, tadellos in ihrer Lebensführung und allgemein geachtet, Mäßigung und Ordnung schaffend, soweit es bei dem unbändigen Naturell ihres Freundes möglich war, weitherzige Nachsicht übend, ohne sie auch für sich selbst in Anspruch zu nehmen.

Abb. 33. Lafayette.
Stich von Fiesinger nach J. Guérin.

Die Wanderjahre des Paares begannen mit einem mehrmonatlichen Aufenthalt in England. Mirabeau teilte von jeher nicht die unbedingte Bewunderung für England, die seit Voltaire und Montesquieu in Frankreich Modesache geworden war; aber das gepriesene Land der Freiheit mit eigenen Augen zu sehen schien doch auch ihm unerläßlich. Er hatte Verbindungen und Empfehlungen, die ihn mit den Kreisen der parlamentarischen Aristokratie in Berührung brachten; er lernte Edmund Burke kennen und den nachmals berühmten Juristen Romilly, verkehrte im Hause des Lord Landsdowne und seines alten Pariser Schulkameraden Gilbert Elliot und wird im Parlament den jugendlichen William Pitt gehört haben. Zugleich begann er jetzt das Studium von Adam Smith und war in ruheloſem Eifer bemüht, Land, Leute und Einrichtungen mit eigener Anschauung kennen zu lernen. Eine Zeit lang trug er sich, neben manchen anderen litterarischen Projekten, mit dem Gedanken eines großen historisch-statistischen Werkes über England, sowie er es später über den preußischen Staat zur Ausführung brachte; die einzigen, wirklich zu Tage gekommenen Früchte seiner damaligen litterarischen Thätigkeit waren zwei kleine politische Schriften, die allerdings zum Teil auf entliehenem Material beruhen: die „Betrachtungen über den Cincinnatusorden", die namentlich als geistreiche Satire gegen das Institut des Adels Aufsehen erregten, und die „Zweifel über die Freiheit der Schelde", worin er in dem Streit zwischen Kaiser Joseph und den Niederlanden über die wichtige handelspolitische Frage der Sperre der Handelsschiffahrt auf der Schelde entschieden gegen den Kaiser Partei ergriff und die französische Regierung in der gleichen Richtung zu beeinflussen suchte.

Digitized by Google

Alles in allem wurde Mirabeau in England nicht recht warm. Seine Hoffnungen auf eine ausgiebige politische oder litterarische Position gingen nicht in Erfüllung, und auch gesellschaftlich konnte er nicht Fuß fassen. So allgemein sein Geist und seine Talente bewundert wurden, so viel Anstoß erregte sein persönliches Auftreten. Der in mißlichen Verhältnissen lebende, in Kleidung, Lebensweise und Umgangsformen sehr bedenkliche, aber dabei überaus zuversichtliche und anmaßende Provenzale paßte nicht recht hercin in die formenstreng engbrüstige äußerliche Wohlgethanheit des englischen Gesellschaftslebens; nach einiger Zeit hatte er sich so ziemlich unmöglich gemacht, und im April 1785 kehrte er nach Paris zurück.

Abb. 34. Lafayette. Schabblatt von Levachez.

Sofort nahm er ein neues Arbeitsfeld in Angriff. Die Specialitäten des Finanz- und Bankwesens waren ihm bis dahin ein ziemlich unbekanntes Gebiet gewesen, soweit nicht die Fährlichkeiten seiner privaten Finanzverhältnisse ihn in die Technik der Geldgeschäfte eingeweiht hatten. Mit seiner riesigen Arbeitskraft und Aneignungsfähigkeit warf er sich jetzt auf diese schwierigen Studien, die ihm selber freilich kaum schwierig erschienen: „wenn man seine vier Species kennt, das Zeitwort avoir konjugieren kann und dazu den nötigen Fleiß hat, so ist man ein Adler in Finanzsachen", schrieb er an seinen Freund Chamfort, und im Verlauf von etwa einem halben Jahr hat er fünf zum Teil sehr wirksam eingreifende finanzpolitische Schriften veröffentlicht.

Die Veranlassung zu dieser Thätigkeit ergab sich für Mirabeau aus den damaligen Verhältnissen des Pariser Geldmarktes und aus seinen Beziehungen zu den namhaftesten Börsenhäuptern. Es waren besonders eine Anzahl aus Genf nach Paris übergesiedelter Finanzmänner, die jetzt tonangebend waren, wie Claviere, der spätere girondistische Minister, mit dem Mirabeau von alters her bekannt war, und besonders der geschickte und kenntnisreiche Bankier Panchaud, dessen Haus ein sehr gesuchter gesellschaftlicher Mittelpunkt war. Diese Genfer Bankiers spielten die erste Rolle an der Pariser Börse, und einer von ihnen, Necker, hatte von da aus schon den Weg in die Regierung gefunden. Mehrere finanzielle Gründungen, die zum Teil aus ihren Kreisen hervorgegangen waren, standen damals im Vordergrund der Spekulationsthätigkeit, besonders die unter Turgots Ministerium gegründete Diskontokasse, die Bank von St. Charles, die in Spanien entstanden war, aber deren Aktien meist in französischen Händen waren, und die Gesellschaft der Pariser Wasserwerke, die die wichtige Aufgabe der Versorgung von Paris mit fließendem Wasser in die Hand genommen hatte. Alle diese Gesellschaften machten gute Geschäfte, ihre Aktien waren bei dem Publikum beliebt und standen sehr hoch im Kurs, und während die Regierung und der unersättliche Anleiheminister Calonne immer größere Schwierigkeiten fanden, um ihre immer neuen Anleihen zur Deckung des wachsenden gewaltigen Deficit unterzubringen, so strömten jenen Privatgesellschaften mit den hohen Dividenden die Kapitalien reichlich und voll Vertrauen zu. Als Mirabeau aus England zurückkehrte, war indes eine Komplikation eingetreten, infolge deren die Genfer Bankiergruppe, und Panchaud an ihrer Spitze, mit der Direktion der Diskontokasse in Differenzen stand. Sie mißbilligten die forcierten Hausseſpekulationen, mit denen die Direktoren der Diskontobank, sowie der anderen genannten Institute das Kapitalistenpublikum an sich lockten; es schien ihnen angemessen, durch eine öffentliche Manifestation vor diesem

Digitized by Google

gefährlichen Treiben zu warnen, während sie selbst natürlich à la baisse spekulierten. Für diese Aufgabe ließ sich Mirabeau gewinnen. In außerordentlich kurzer Zeit wurde die Schrift „über die Diskontokasse“ hergestellt; selbstverständlich waren ihm die Materialien von den fachkundigen Auftraggebern aus der hohen Finanz zur Verfügung gestellt und jedenfalls war auch Plan und Tendenz des Werkes mit ihnen durchgesprochen worden; die bald auftauchende Behauptung, daß ein Teil der Schrift gar nicht von Mirabeau, sondern von Claviere, Dupont de Nemours und Brissot verfaßt sei, ist keineswegs unwahrscheinlich, aber im einzelnen schwer zu kontrollieren. Jedenfalls deckte Mirabeau das Ganze mit seinem Namen, und die scharfen Ausführungen, die er gegen die Mißbräuche des Börsenspieles und der Agiotage, gegen die Sucht müheloser Bereicherung mit unsicheren Spekulationen richtete, entsprachen vielleicht noch mehr seinen eigenen Überzeugungen, als denen seiner Hintermänner von der hohen Finanz. Die Schrift machte Aufsehen und war besonders auch dem Minister Calonne willkommen; die Diskreditierung der Diskontobank, die Hinweisung Mirabeaus auf die größere Sicherheit der Staatspapiere konnte seiner Anleihepolitik nur zu statten kommen, und auf seine Veranlassung und mit seiner Unterstützung ging der kampflustige Publizist sofort an die Ausarbeitung einer neuen Schrift, die sich mit ähnlicher Tendenz und mit noch rücksichtsloserer Kritik gegen die Bank von St. Charles wandte. Auch hier hatte die Mitarbeit von Claviere einen großen Anteil, aber die Schrift erschien unter Mirabeaus Namen und war noch wirksamer als die erste; die auf schwindelhafte Höhe getriebenen Aktien der gefährlichen Bank sanken, wie Mirabeau behauptet, in acht Tagen von 900 auf 400 Francs. Eine dritte, gegen die Compagnie der Pariser Wasserwerke gerichtete Schrift hatte den gleichen Erfolg. Mirabeau konnte sich rühmen, mit diesen drei unter seinem Namen und seiner Verantwortung erscheinenden Streitschriften den Finger in eine offene Wunde des Pariser Finanz- und Börsentreibens gelegt zu haben; aber natürlich hatte er auch die Interessen einflußreicher Kreise verletzt. In einem Federkrieg mit dem berühmten Lustspieldichter Beaumarchais, der zugleich auch ein geriebener Börsenmann und Interessent an den Pariser Wasserwerken war, trug Mirabeau den Sieg davon; aber viel wichtiger war, daß Calonne, nachdem er ihn benutzt hatte, ihn in sehr eklatanter Weise fallen ließ. Mirabeau hat in einem Brief an seinen Vater energisch, und wohl mit Recht, den Vorwurf zurückgewiesen, daß er seine Feder an Calonne verkauft habe; der Kampf gegen Wucher und Agiotage war ein fester Punkt in seinen eigensten politischen Überzeugungen, und der sonst in Geldsachen so wenig bedenkliche Mann ist nie der Versuchung erlegen, durch diese ihm jetzt so wohlbekannt gewordenen Mittel seinen eigenen mißlichen Vermögensverhältnissen aufzuhelfen, wie es damals so viele Männer und Frauen von besserem Ruf zu thun sich nicht scheuten. Gewiß aber hat er die Hoffnung gehegt, daß die mit Calonne angeknüpfte Verbindung ihm in irgend einer Weise für die weitere Gestaltung seines Lebens zu statten kommen werde, und darin täuschte er sich vollständig. Der Minister desavouierte öffentlich die von ihm veranlaßte und ihm sehr nützlich gewordene Schrift über die Bank von St. Charles, und für die Schrift gegen die Compagnie der Wasserwerke, bei der Calonne selbst als Aktionär stark beteiligt war, erhielt Mirabeau eine schroff mißbilligende Verwarnung.

Der ganze Feldzug gegen das Börsenunwesen, wie sehr er auch immer mit fremder Unterstützung geführt sein mochte, bildet in Mirabeaus bisheriger schriftstellerischer Thätigkeit wohl die respektabelste und wirksamste Partie. Sein litterarischer und politischer Ruf wuchs; auch in der Regierung hatte man erkannt, daß der schneidige Schriftsteller mit dem vornehmen Namen unter Umständen sehr gut zu gebrauchen war — aber zu irgend einer Anstellung oder dauernden Verwendung kam es nicht. Mirabeau fühlte sich von Calonne mißhandelt, dessen für Frankreich so verderbliche Finanzpolitik er vollkommen durchschaute; ein offener Bruch wurde für den Augenblick verhütet, beide Männer hatten das Gefühl, daß sie sich gegenseitig noch einmal brauchen könnten; etwas später hat Mirabeau in seiner an die Notabelnversammlung gerichteten Schrift, „Denunziation

Digitized by Google

Abb. 35. Königliche Sitzung vom 19. November 1787. Stich von Meunier und Girardet.

Digitized by Google

der Agiotage" (1787), alle seine Gedanken und Erfahrungen auf diesem Gebiete nochmals mit den geeigneten Nutzanwendungen für die gesamte französische Finanzpolitik zusammengefaßt, wobei er neben der schärfsten Kritik der Neckerschen Verwaltung auch mit Calonne, ohne ihn zu nennen, vernichtende Abrechnung hielt.

Diese ganze finanzpolitische Episode aber hatte ihn äußerlich nicht weitergebracht; er beschloß an einer anderen Stelle neu einzusetzen. Das Wanderleben wurde wieder aufgenommen, im Januar 1786 erschien er in Berlin.

VIII.

„Ich wollte mir das Bedauern ersparen, der Zeitgenosse eines so großen Menschen, wie Friedrich II., gewesen zu sein, ohne ihn gesehen zu haben," schreibt Mirabeau später einmal. Schon seit einiger Zeit trug er sich mit dem Gedanken eines längeren Studienaufenthaltes in Preußen. Für das praktische Studium der zeitgenössischen Politik gab es gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts kaum einen würdigeren und anziehenderen Gegenstand als die Monarchie Friedrichs des Großen, und daß Mirabeau diese Aufgabe ergriff, wird seinem ernsten Forschungssinn immer zur Ehre gereichen. Es ist selbstverständlich, daß er damit auch Pläne für seine eigene Zukunft verband; überdies schien es, nach den letzten Konflikten, geraten, für einige Zeit aus Paris zu verschwinden.

Er trat in Berlin auf als ein vornehmer Herr, der mit Familie und Gefolge reist. Madame de Nehra war bei ihm, dazu ein unehelicher Sohn aus einem früheren Verhältnis, den er kürzlich adoptiert hatte, Sekretär und Dienerschaft. Das finanzielle Fundament war freilich, wie immer, sehr dürftig bestellt; aber die Empfehlungsbriefe des Ministers Vergennes, die er sich zu verschaffen gewußt hatte, bahnten ihm die Wege in die Gesellschaft und gaben seiner Stellung für die erste Zeit einen festen Halt.

Bald nach seiner Ankunft erlangte er eine Audienz bei dem König, dem er durch einzelne seiner Schriften und wohl auch durch die weitverbreiteten Erzählungen über Schuld und Leid seiner Jugendjahre schon bekannt war. Am 25. Januar 1786 standen die beiden Männer sich in Potsdam gegenüber — ein untergehendes, noch immer herrlich strahlendes Gestirn neben einem durch trübe Nebel sich zum Aufgang emporDrängenden. Die Aufnahme, die Mirabeau fand, schien ihm so ermutigend, daß er tags darauf in einem Brief an den König mit verblümten Andeutungen zu verstehen gab, daß er nicht abgeneigt sein würde, eine geeignete Anstellung in preußischen Diensten anzunehmen; indes Friedrich hatte mit französischen Experimenten dieser Art genügende Erfahrungen gemacht; er antwortete mit liebenswürdiger Höflichkeit, schien aber das übereilige Anerbieten nicht verstanden zu haben.

In den maßgebenden Kreisen der Berliner Gesellschaft wurde Mirabeau anfänglich offenbar mit großem Interesse aufgenommen. Prinz Heinrich, der Bruder des Königs, fand an dem geistreich frivolen Plauderer, der keine Indiskretion scheute, eine Zeit lang lebhaftes Gefallen; die diplomatischen Salons öffneten sich ihm, wenn auch der französische Gesandte, Graf d'Esterno, dem sein Auftreten verdächtig war, sich von ihm fern hielt und wohl auch vor ihm warnte. Besonders wertvoll wurde ihm die Bekanntschaft mit K. W. von Dohm, dem kenntnisreichen Politiker und Schriftsteller, der eben damals sein Buch: „Über den deutschen Fürstenbund" herausgegeben hatte und ihm die ausgiebigste Belehrung über die neuere preußische Politik zu geben vermochte, während Erman, der Geschichtsschreiber der Refugiés, ihn auf die Zeit des Großen Kurfürsten hinwies: und dieser, äußert Mirabeau einmal, sei doch sein eigentlicher Lieblingsheld in der preußischen Geschichte. Auch mit den seit Moses Mendelssohn zu hohem Ansehen gelangten jüdischen Kreisen trat er in Verbindung, verkehrte in dem Salon von Henriette Herz, interessierte sich für die Emancipation der Juden und faßte den Plan zu einer Schrift über Mendelssohn. Der deutschen Sprache machte er sich so weit mächtig, um deutsche Bücher lesen und namentlich auch zu der neueren deutschen Litteratur sich in Verhältnis setzen zu können; besonders Lessing war ihm sympathisch, der Wunsch, Goethe persönlich kennen zu lernen, ging ihm nicht in Erfüllung. Man kann sich das Leben

Digitized by Google

Abb. 36. Ludwig XVI. Gemälde von J. S. Duplessis.
(Nach einem Kohledruck von Braun, Clément & Cie. in Dornach i. E., Paris und Newyork.)

Mirabeaus in Berlin nicht angeregt und anregend genug vorstellen. Er hatte einen nimmer rastenden Drang, sich zu belehren, durch massenhafte Lektüre und durch einen ausgedehnten Verkehr in den verschiedensten Klassen der Bevölkerung bis zu den Handwerkern herab; er war ein unverwüstlicher Frager und verstand meisterhaft die Kunst des Fragens; freilich, „um gut fragen zu können, muß man selber schon viel wissen", sagt er einmal von sich selbst. Es war in jener Zeit, wo die junge Rahel Levin, damals fünfzehnjährig, ihn öfter sah, und die Erinnerung daran blieb ihr fest bis in

Digitized by Google

späte Jahre: „dunkle lebhafte Augen, die mit starken Augenbrauen dennoch weit blickten; pockennarbig, von breiter, aber nicht feister Gestalt; er bewegte sich mehr, als die Leute von seiner Klasse pflegen; in den kleinsten und gleichgültigsten Bewegungen seiner Person zeigte er sich als sehr thätig und als einer, der alles selbst untersucht, kennen lernt und ergründet; so gebrauchte er seine Lorgnette und, ich möchte sagen, sein ganzes Ich; er machte einen guten Eindruck auf mich, obgleich er mir alt und nicht hübsch vorkam, weil ich fast ein Kind war — er sah aus als einer, der viel gelitten und diskutiert hatte."

Abb. 37. Sieyes.
Stich von Fiesinger nach J. Guérin.

In den ersten Monaten lebte Mirabeau in der preußischen Hauptstadt nur als vornehmer reisender Schriftsteller, der sich zum Zweck irgend einer literarischen Arbeit über den Staat Friedrichs des Großen informieren wollte; mit einer Broschüre über Cagliostro und Lavater, die ihre Spitze gegen das „philosophisch-kabbalistische Christentum" des Züricher Mystikers richtet, brachte er der herrschenden Berliner Aufklärung gleichsam seine Huldigung dar. Inzwischen aber waren seine Freunde in Paris für ihn thätig gewesen; sie hatten den Minister Calonne überzeugt, daß es geraten sein würde, dem doch gefährlichen Mann eine gewisse Satisfaktion zu gewähren, indem man ihm einen politischen Auftrag erteilte; ein Regierungswechsel stand in Preußen offenbar nahe bevor, und es schien nicht unangemessen, für diese Übergangsperiode neben dem offiziellen Gesandten noch einen geheimen Berichterstatter in Berlin zu haben. So wurde Mirabeau nach Paris beschieden; die Hauptfragen der inneren und äußeren Politik wurden zwischen ihm und Calonne besprochen; er erhielt den Auftrag, als geheimer politischer Agent nach Berlin zurückzukehren, um die Vorgänge am preußischen Hofe in der nächsten Zeit zu beobachten.

Hiermit konnte Mirabeau meinen, endlich eine Staffel aufwärts erklommen zu haben. Die Stellung, die man ihm bot, war keine offizielle und die Besoldung dürftig; aber der Eintritt in die diplomatische Karriere schien damit gewonnen; es kam für ihn nur darauf an, seine Befähigung möglichst glänzend zu erweisen, und ein wirklicher Gesandtschaftsposten, etwa in München oder an einem der kleinen nordischen Höfe oder auch in Hamburg, schien ihm dann nicht zu viel verlangt.

Den Nachweis dieser Befähigung hat er zu erbringen gesucht in den etwa sechzig meist chiffrierten Depeschen, die er in der Zeit vom Juli 1786 bis Januar 1787 an den Minister Calonne gerichtet hat. Sie waren, wie die ganze Mission, von streng geheimem Charakter, in der Voraussetzung tiefen Geheimnisses geschrieben und empfangen — durch eine der verwegensten Indiskretionen Mirabeaus, zu der ihn seine stete Geldnot trieb, sind sie drei

Digitized by Google

Abb. 38. Die Generalstände. (Jüngeres) Gemälde von Couder im Museum zu Versailles.

Digitized by Google

Abb. 39. Victor Pierre Malouet. Stich von Fiesinger nach Guérin.

talereignis der Gegenwart, ein neues Zeitalter beginnt. Und von den Anfängen dieser neuen Ära in Preußen, unter Friedrich Wilhelm II., mit den sanguinischen Hoffnungen des Beginnes und mit den schnell folgenden Enttäuschungen, gibt Mirabeau ein scharf gezeichnetes, oft grell gefärbtes Bild. Es ist in seinen Schilderungen viel leichtfertiger Klatsch, aus trüben Quellen geschöpft, wie das wohl auch in anderen diplomatischen Berichten vorkommt; aber es spricht sich in ihnen doch auch eine bewunderungswürdige Fülle der Welt- und Menschenkenntnis, eine ganz ungewöhnliche Gabe schneller Orientierung in fremden schwierigen Verhältnissen, ein hoher Grad von Schärfe der Beobachtung und Charakteristik, sowie von weitreichendem politischen Überblick aus. Nicht alle seine Mitteilungen sind

Jahre später (1789) ohne seinen Namen, hier und da etwas verstümmelt, aber doch im wesentlichen vollständig unter dem Titel „Histoire secrète de la cour de Berlin" veröffentlicht worden.

Diese merkwürdigen, viel angefochtenen Briefe gehören nun doch zu dem Anziehendsten, was wir aus Mirabeaus Feder besitzen; in keinem anderen seiner Werke tritt er uns so in seiner persönlichen Eigenart, ohne alle fremden Zusätze, entgegen. Man hat sich in Deutschland oft abgestoßen gefühlt von der Frivolität des Tones, von der kecken Zuversichtlichkeit der kritischen Urteile, von der Unzuverlässigkeit vieler seiner Mitteilungen; wie weit man auch die Berechtigung dieser Anklagen zugeben mag (was noch näher zu untersuchen wäre), so bleibt doch jedenfalls dem geistvollen Buch ein dauernder litterarischer Wert gesichert. Aber auch als politische Dokumente wird man diese Briefe nicht zu niedrig taxieren dürfen. „Le Roi de Prusse va mourir": diese ersten Worte des einleitenden Aufsatzes bilden gleichsam das Leitmotiv, das durch das Ganze hindurchtönt: der Tod Friedrichs des Großen ist das Kapi-

richtig, nicht alle Urteile zutreffend, die politischen Spekulationen, in denen er sich ergeht, sind nicht immer glücklich; aber das Gesamtbild ist richtig gezeichnet. Wenn diese Berichte eine Probeleistung sein sollten, so dürfte man doch sagen, daß Mirabeau die Probe bestanden habe, zumal wenn man in Anschlag bringt, daß er unter sehr ungünstigen Verhältnissen arbeitete, nicht als accreditierter Gesandter, sondern als subalterner Agent, ohne Autorität, ohne genügende Geldmittel, mit dem Hemmschuh einer bedenklichen Vergangenheit und eines üblen Leumundes an den Füßen. Es hätte, wenn das Schicksal ihn so führte, wohl ein Diplomat von hervorragender Befähigung aus ihm werden können.

Aber er gedachte, in diesem preußischen Staat, dessen Studium er jetzt mit so nachdrücklichem Eifer betrieb, noch etwas anderes als nur lernender Beobachter sein zu können. Unmittelbar nach dem Regierungswechsel drängte er sich mit einem Schritt von der keckesten Zuversichtlichkeit an den neuen König heran. Er überreichte Friedrich Wilhelm II. eine an ihn persönlich gerichtete Denkschrift, worin er ihm die Grundzüge eines völligen

Digitized by Google

Regierungsprogrammes darlegte und zwar mit entschiedenem Wechsel des Systems: man kann in Preußen nicht weiterregieren in der Weise Friedrichs des Großen; der neue Herrscher muß sich den neuen Ideen des Zeitalters zuwenden, und so entwirft der Verfasser in pathetisch-deklamatorischem Stil das Projekt einer umfassenden Reform auf allen wesentlichen Gebieten des Staatslebens, mit der Umwandlung des preußischen Heeres in eine nationale Miliz, Hebung des Bauern- und Bürgerstandes, Beseitigung der indirekten Besteuerung, der Monopole, der verderblichen Lotterie ꝛc. Mit der ganzen selbstsicheren Zuversicht, die ihm persönlich und die der ganzen physiokratischen Schule eigen war, stellt er am Tage nach dem Tode Friedrichs des Großen an den preußischen Staat die Forderung, sich auf völlig neue Fundamente zu stellen, entsprechend den Grundsätzen der liberalen physiokratischen Staatslehre. So treffend viele einzelne Bemerkungen in dem Schriftchen sind, das er 1787 auch im Druck herausgab (Lettre remise à Frédéric Guillaume II, etc.), so wird man das Ganze doch als ein verfehltes bezeichnen dürfen, ungeschichtlich gedacht und unausführbar, nicht frei von dem Verdacht einer gewissen schmeichlerischen Liebedienerei für den neuen Herrscher; und wenn Mirabeau auf Grund desselben vielleicht auf eine Anstellung in Preußen spekulierte, so ist es sehr begreiflich, daß diese Hoffnung ihn täuschte.

Die eigentlich große Leistung Mirabeaus in dieser Periode seines Lebens ist das umfassende Werk „De la monarchie Prussienne sous Frédéric le Grand". Der Plan zu einer erschöpfenden historisch-statistischen Darstellung des preußischen Staates ist ihm während seines ersten Berliner Aufenthaltes, vielleicht schon früher, aufgegangen. Es sollte ein Werk im großen Stil werden, eine große litterarische und wissenschaftliche Eroberung, ein großes Verdienst; seinen Ruhm als politischer Schriftsteller, seinen Anspruch auf eine gesicherte, angesehene, einflußreiche Stellung in der Welt, völlige Rehabilitation in Frankreich, ehrenvollen Eintritt in eine bedeutende Karriere erhoffte er mit sanguinischer Zuversicht von dem Erscheinen dieses Buches. Die Aufgabe, wie er sie erfaßte, forderte jedoch unendlich schwierige und massenhafte Detailstudien. Mirabeau hat mit riesiger Arbeitskraft diese in Angriff genommen; aber es war bald zu erkennen, daß er sie allein nicht be-

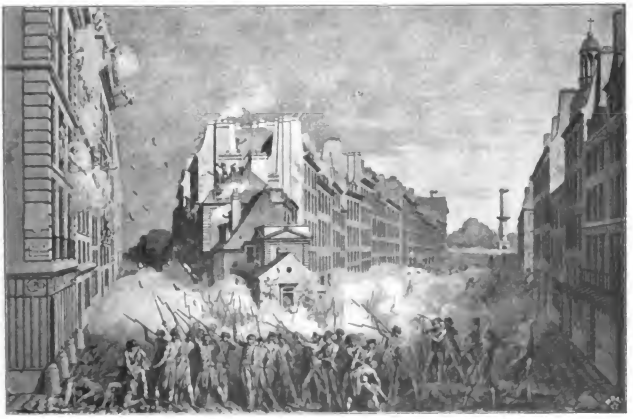


Abb. 40. Tumult in der Vorstadt St. Antoine am 28. April 1789. Stich von Girardet.

Digitized by Google

wältigen konnte, wenn das Werk, wie er es wünschte, in möglichst kurzer Frist erscheinen sollte. Er bedurfte eines Mitarbeiters, der, der deutschen Sprache völlig mächtig und in den deutschen Verhältnissen heimisch, die gewichtigen Massen der Quellenstudien auf sich nahm, Litteratur und Akten durcharbeitete, ja schließlich auch die erste Redaktion und Formgebung leistete. Er hatte das Glück, den geeignetsten Mann dafür zu finden. Es war der Major Jakob v. Mauvillon, Deutscher von Geburt, aber aus einer eingewanderten provenzalischen Familie, der damals nach manchen anderen Fahrten Lehrer der Kriegswissenschaften am Carolinum in Braunschweig war; ein angesehener Militärschriftsteller und, was ihn Mirabeau besonders nahe brachte, einer der bedeutendsten Vertreter des physiokratischen Systems in Deutschland. Mit diesem verband er sich zu gemeinsamer Arbeit, der Mann der Inspiration und der führenden Ideenbildung mit dem Mann der reichen Detailkenntnis und des unermüdlichen Fleißes.

Wir haben die Briefe Mirabeaus an Mauvillon; sie lassen uns in die Werkstatt blicken, aus der im Lauf von etwa zwei Jahren die acht Bände der „Monarchie Prussienne“ hervorgingen. Ein höchst seltsames Compagniegeschäft. Unzweifelhaft fällt der weitaus größte Teil der materiellen Arbeit auf den Anteil Mauvillons, der dafür einen bestimmten Sold erhielt; die geistige Direktion, die letzte Hand, die stilistische Vollendung behielt sich Mirabeau vor, und er gab das Werk unter seinem Namen heraus, ohne seinen Mitarbeiter auf dem Titel zu nennen. Er hat niemals an seinem Recht dazu gezweifelt; das inkongruente Verhalten seiner provenzalischen Geistesart zu dem Wahrheitsbegriff erstreckt sich bei ihm durchweg auch auf die Frage des geistigen Eigentums, auf die Grenzen zwischen Mein und Dein, und kein großer Schriftsteller hat vielleicht je so naiv mit fremdem Gut, das er aber doch zu seinem eigenen zu machen wußte, operiert wie er. Es ist leicht, ihn einen großen Plagiator zu nennen; aber die Frage ist doch eine subtilere; Mauvillon selbst spricht ihn ausdrücklich von jeder Anklage frei: auch wenn ich das Buch geschrieben habe, sein geistiger Vater ist dennoch Mirabeau und er hatte das Recht, es unter seinem Namen zu veröffentlichen. Das Problem ist hier nicht näher zu erörtern — ein sehr beachtenswertes Kapitel für die „Psychologie des Plagiates“, die vielleicht jemand einmal zu unternehmen den Mut haben wird, und die ein sehr erwünschter Beitrag auch für die Geschichte der Geschichtschreibung sein würde.

Eine Analyse des weitschichtigen Werkes (in den beiden letzten Bänden wird auch noch die Schilderung von Sachsen, Österreich und Bayern gegeben) liegt nicht in dem Rahmen unserer Aufgabe. Mirabeau widmete es mit einer schön geschriebenen Vorrede seinem Vater, und der alte „Menschenfreund“ sah, trotz mancher Einwendungen und Bedenken, in dem vom Geiste der Physiokratie durchwehten Buche eine wohlthuende Huldigung. Es gehen darin zwei scheinbar entgegengesetzte Gedankenreihen nebeneinander her: die exakte Darstellung der Friedricianischen Staatsverwaltung gestaltet sich, bei aller Anerkennung des Geleisteten, zu einer principiell verurteilenden Kritik auf Grund der allein seligmachenden liberalen physiokratischen Doktrin; und daneben steht die enthusiastische Bewunderung Mirabeaus für Friedrich den Großen.

Eine Seite in Mirabeaus Weltbetrachtung, die uns besonders sympathisch berühren darf, ist diese persönliche Verehrung für den Helden des Jahrhunderts. Neben einigen Sätzen Goethes gehören die Äußerungen Mirabeaus zu dem tiefst Empfundenen und Verständnisvollsten, was über Friedrich in den letzten Zeiten seines Wirkens und bei seinem Tode gesagt worden ist. Wenige Monate vor dem Ende des Königs hatte er noch eine Audienz bei ihm in Sanssouci gehabt (April 1786). Es war damals, wo er im Laufe des Gesprächs dem Bedauern Ausdruck gab, das seit langem auf allen deutschen Lippen lag: warum seine Gleichgültigkeit gegen die aufblühende deutsche Litteratur —

> Von dem größten deutschen Sohne,
> Von des großen Friedrichs Throne
> Ging sie schutzlos, ungeehrt —

„warum“, fragt Mirabeau den König, „ist der Cäsar der Deutschen nicht auch ihr Augustus gewesen? Warum hat Friedrich der Große es verschmäht, sich an der ruhm-

Digitized by Google

vollen litterarischen Umwälzung seiner Zeit zu beteiligen, sie anzutreiben, sie mit dem

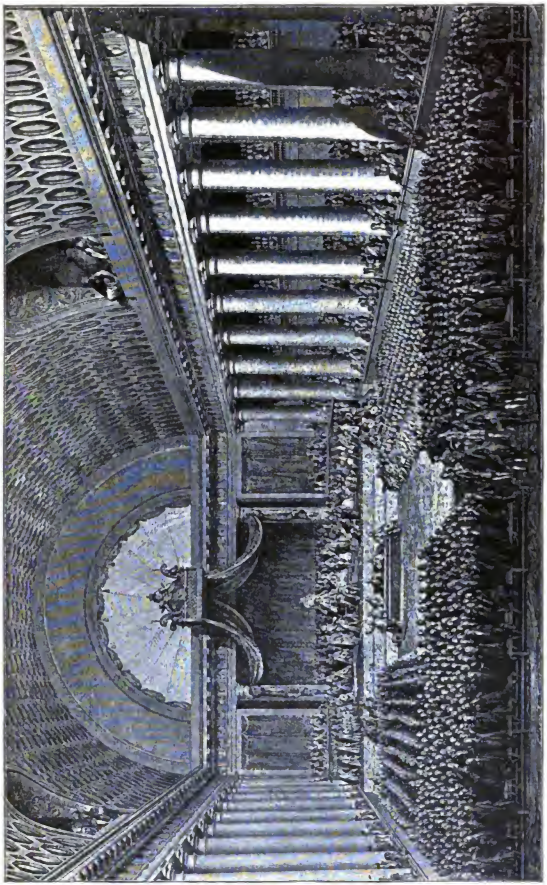


Abb. 41. Die Eröffnung der Reichsstände in Versailles am 5. Mai 1789. Gemälde von J. M. Moreau.

Feuer seines Genies und seiner Macht zu befruchten?“ Und darauf die feine Antwort

des Alten: „Was hätte ich für die deutschen Schriftsteller Nützlicheres thun können, als daß ich mich mit ihnen nicht beschäftigte und ihre Bücher nicht las?“ Er schlägt

Digitized by Google

den französischen Physiokraten ironisch gleichsam mit seinen eigenen Waffen, indem er auf diesem Gebiet die Weisheit des physiokratischen ‚laissez aller' für sich in Anspruch nimmt, und Mirabeau erkennt an, daß er recht hatte.

Als Friedrich der Große starb, war Mirabeau in Berlin. Grell und scharf spricht er seine Entrüstung aus über die Teilnahmslosigkeit, womit das große Ereignis aufgenommen wurde: „Alles war düster, niemand war traurig; alles war nachdenklich, niemand betrübt; kein Bedauern, kein Seufzer, kein Lobspruch; der General Möllendorf war der einzige, den ich habe weinen sehen; zwei Drittel von Berlin bemühen sich heute zu beweisen, daß Friedrich II. ein gewöhnlicher Mensch war, fast noch unter dem Durchschnittsmaß — o, wenn die großen Augen des Helden, mit denen er hinreißen oder schrecken konnte, sich noch einmal öffneten, würden diese elenden Schmeichler den Mut haben, vor Scham zu sterben? Das also ist das Ende nach so viel gewonnenen Schlachten, nach so viel Ruhm, nach einer fast fünfzigjährigen Regierung voller Wunder! Man war seiner müde bis zum Haß." „Fatigué jusqu'à la haine", ein Wort, wie es Tacitus hätte sprechen können, sagt ein neuerer französischer Biograph.

Am Schluß des ersten Buches der „Monarchie Prussienne" entwirft er dann in großen Zügen das Charakterbild Friedrichs, wie es ihm vor der Seele steht — „à jamais illustre entre les enfants des hommes". Er hat den Menschen und den Herrscher nicht gekannt und verstanden, wie wir es heute vermögen; aber kein Nachruf eines Zeitgenossen hat ihn glänzender und tiefer gewürdigt, als es in dem Meisterwerk dieser wenigen Blätter geschieht — von einem Manne, der in den politischen Grundanschauungen sein Antagonist war. Das geniale Verständnis der Genialität Friedrichs ist eine der vollgültigsten Proben von Mirabeaus eigener Genialität.

IX.

Genug von dieser preußischen Episode: Mirabeaus Stellung war in Berlin auf die Dauer nicht haltbar. Er war des subalternen Dienstes als geheimer Agent müde, und in Paris dachte niemand daran, ihm etwas Besseres zu bieten. Bald war er auch hier von Schulden erdrückt und seine sociale Position bedroht. Zudem nahm die Entwickelung in Preußen ganz andere Wege, als er gehofft hatte; der preußische Feldzug nach Holland im Herbst 1787 war eine politische Niederlage Frankreichs und zugleich auch eine bittere Enttäuschung Mirabeaus; ebensowenig entsprach die innere Politik unter dem neuen König seinen Rezepten; immer giftiger und schwärzer malt er in seinen Berichten Zustände und Aussichten: Pfaffen, Visionäre und Maitressen werden sich in die Herrschaft des Landes teilen, „alles ist zur Kleinheit herabgesunken, so wie alles zur Größe sich erhoben hatte". Es drängte ihn hinweg von Berlin.

Es trieb ihn nach Paris. Immer stürmischer drängten dort die Ereignisse auf große Entscheidungen hin. „Frankreich ist aus dem Zustand des stillen Chaos in den des bewegten Chaos getreten," schrieb er an Mauvillon. Die fortschreitende Zerrüttung des Staatshaushaltes wurde immer unerträglicher und nötigte, auf neue Rettungsmittel zu sinnen. Das verderbliche System der Ministerien Necker und Calonne, Anleihe auf Anleihe zu häufen, Wechsel auf eine dunkle Zukunft zu ziehen, um nur die Gegenwart glänzend oder notdürftig zu befriedigen, konnte nicht länger fortgesetzt werden. Die einzige mögliche Erlösung war, dem Staate neue Hilfsquellen zuzuführen, und dies war unausführbar auf dem Wege der bisherigen regulären, schon aufs höchste angespannten Besteuerung. Es gab nur einen Ausweg, und dieser bedeutete den entschlossenen Bruch mit fundamentalen Satzungen der alten Gesellschaftsordnung: Aufhebung der Privilegien, Heranziehung der privilegierten Klassen, der Geistlichkeit und des Adels, zur regelrechten Steuerzahlung. Schon Turgot hatte als Minister den Finger auf diese wunde Stelle gelegt, ohne etwas zu erreichen, und wenn die Krone sich zu dem Rettungsmittel hätte entschließen wollen, so stand neben allen anderen Schwierigkeiten ihr der Widerstand der alten hohen Gerichtshöfe der Parlamente im Wege, die durch die Eintragung in ihre Register den königlichen Edikten erst Gesetzeskraft verliehen und die durch ihre Zusammensetzung und Tradition die

Digitized by Google

natürliche Schutzmacht der Privilegien und der privilegierten Klassen waren.

Es war dahin gekommen, daß der Minister Calonne, in die Enge getrieben durch das immer wachsende Deficit und auch mit dem maßgebenden Pariser Parlament jetzt in Zerwürfnis, sich entschlossen hatte, an eine neue Instanz zu appellieren, um die nötigen Hilfsmittel zu erlangen. Die Notabeln wurden berufen und traten im Februar 1787 in Versailles zusammen; eine wesentlich altständische, aristokratische Versammlung, wie sie auch früher bisweilen von den Königen berufen worden war,

Abb. 42. Der Schwur im Ballhause am 20. Juni 1789. (Jüngeres) Gemälde von Auguste Couder im Museum zu Versailles. (Nach einem Kohledruck von Braun, Clément & Cie. in Dornach i. E., Paris und New York.)

Digitized by Google

jetzt aber eine erste offene Anerkennung des Notstandes, daß mit den Künsten der bisherigen Ministerialregierung nicht weiterzukommen war, daß man helfende Kräfte aus dem Schoße der Nation selbst heranziehen mußte. Zunächst wurde der Versuch unternommen mit den Spitzen der privilegierten Gesellschaftsklassen; mißlang dieser, so war es unabwendbar, daß man auf der eröffneten Bahn weiterschreiten und die Nation als Ganzes aufrufen mußte: die

beau sah der Eröffnung dieser Versammlung mit sanguinischen Hoffnungen entgegen, für Frankreich — und für sich selbst. Er erwartete, daß ihm die Stelle als Sekretär der Notabeln zu teil werde und er damit endlich den heiß ersehnten Eintritt in die Sphäre der praktischen Politik gewinnen würde. Es war eine neue Illusion; niemand dachte daran, ihm den ehrenvollen und wichtigen Posten zu übertragen. Aber mitreden wollte er für alle Fälle. Bleibt

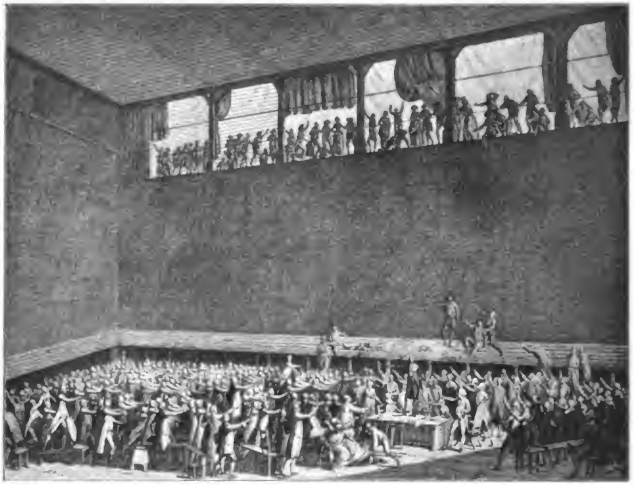


Abb. 43. Der Schwur im Ballhause. Nach Girardet.

Aussicht auf die allgemeinen Reichsstände, auf eine Nationalversammlung eröffnet sich.

Mirabeau hat immer den Anspruch erhoben, daß die Berufung einer Notabelnversammlung dem Minister Calonne von ihm an die Hand gegeben worden sei, „une idée purement mienne". Die Thatsache ist, wohl nicht mit Unrecht, bestritten worden zu Gunsten von Dupont de Nemours, an dessen Vorschläge sich Calonne vornehmlich hielt; indes lag der Gedanke nicht so fern, daß nicht beide Männer unabhängig voneinander ihn gefaßt haben können. Mira-

ihm eine offizielle amtliche Thätigkeit versagt, so greift er von neuem zur Feder; wollen Minister und Notabeln ihn nicht hören in ihrer Ratsstube, so sollen sie seine Pamphlete lesen und durch ihre Wirkung auf das Publikum erfahren, daß er eine Macht ist, mit der man rechnen muß.

Eine krampfhaft angespannte litterarische Thätigkeit erfüllt Mirabeaus Leben in dieser Zeit. Noch ist das große Werk über die preußische Monarchie nicht vollendet; um seinen Abschluß in gemeinsamer Arbeit mit Mauvillon zu fördern, verlebt er einige

Digitized by Google

Digitized by Google

Der Schwur im Ballhause am 20. Jun

Digitized by Google

i 1789. Stich nach dem Gemälde von L. David.

Digitized by Google

Digitized by Google

stille Monate in dem einsamen Braunschweig. Sowie die Notabeln zusammentreten, im Februar 1787, ist er zur Stelle mit der schon erwähnten Schrift „Dénonciation de l'agiotage", an den König und die Notabeln adressiert, einer neuen wuchtigen Zusammenfassung aller Anklagen gegen das verheerende Unwesen des privilegierten Börsenspiels und gegen die verderblich konnivente Haltung der Regierung zu ihm; die Schrift ging weiter und sprach offen die Forderung einer „Verfassung" aus und damit den Hinweis auf die Notwendigkeit von Provinzialständen und einer allgemeinen Versammlung der Reichsstände. Die mächtige Beredsamkeit der Schrift wirkte so aufregend, daß Mirabeau es geraten fand, der drohenden Gefahr einer neuen lettre de cachet aus dem Wege zu gehen und sich für einige Zeit nach Belgien zurückzuziehen. Aber bald ist er von neuem auf dem Plan. Jetzt gilt sein Angriff dem ehemaligen Finanzminister Necker; in zwei rasch aufeinander folgenden Broschüren kritisiert er mit heftiger persönlicher Leidenschaft die Verwaltung dieses als Staatsmann verkleideten Bankiers, des Vaters der unheilvollen Anleihepolitik, der in den Jahren seines Ministeriums Anleihe auf Anleihe gehäuft, ohne dem Staat irgend welche neue finanzielle Hilfsmittel aus eigener Kraft zuzuführen und der dann, nachdem er den Staatshaushalt an den Rand des Verderbens gebracht, durch die Veröffentlichung seines berühmten „Compte rendu au Roi" von 1781 sich eine unverdiente Popularität erworben hatte. In einer anderen Schrift voll pathetischer Deklamationen und historischer Konstruktionen ergreift er dann das Wort in dem holländischen Parteikampf jener Tage, wo die Partei der holländischen „Patrioten" und die des oranischen Erbstatthaltertums bis zum Bürgerkrieg gespannt einander gegenüberstanden („Aux Bataves sur le Statthouderat." 1788). Mirabeau stellt sich ganz auf die Seite der Patrioten, die auf die Unterstützung Frankreichs rechneten und in deren Sache er höchst abstrakt das Interesse aller menschlichen und bürgerlichen Freiheit sich darstellen läßt; „zu den Waffen, edle Bataver," ruft er ihnen zu; aber freilich, als die Broschüre erschien, hatte schon längst die preußische bewaffnete Intervention in Holland zu Gunsten des oranischen Hauses dem Streite vorläufig ein Ende bereitet. Auf einem ganz anderen Gebiete wieder bewegt sich eine Broschüre über die Mängel und Mißbräuche des französischen Gefängniswesens und der Kriminaljustiz, und dann wieder kommt er in einer Fortsetzung der Schrift über die Agiotage auf das Unwesen des Börsenspiels zurück und stellt noch einmal den Erlaß einer „Konstitution", d. h. die Begründung einer Nationalrepräsentation, als die einzig mögliche Rettung Frankreichs aus seinen finanziellen Kalamitäten hin.

All dieses vielgestaltige Schreibwerk, nebst zahllosen kleineren Publikationen in Flugblättern und in der Tagespresse, wird in stürmischer Eile in die Welt geworfen; das Material zum Teil nicht auf dem eigenen Acker gewachsen, sondern freiwilligen oder unfreiwilligen Hilfsarbeitern entlehnt, aber alles mit dem aufgeprägten Stempel seines hohen leidenschaftlichen Pathos zum eigenen geistigen Besitz gemacht. Mirabeau begann eine publizistische Macht zu werden und sich als solche zu fühlen; und als nun in rascher Folge auch die schwer wuchtenden Bände der „Monarchie Prussienne" erschienen und, gelesen oder ungelesen, verstanden oder unverstanden, einen mächtigen Eindruck auf das Publikum machten, so schien der bedenkliche und viel angefochtene Mann doch endlich den Weg zur öffentlichen Anerkennung, zum Vergessen und Verzeihen seiner Vergangenheit gefunden zu haben. In dem konstitutionellen Klub, zu dessen Gründern er gehörte, verkehrte er mit den vornehmsten Häuptern des liberalen Adels, wie Talleyrand und Lafayette; gemeinsam mit Brissot und Clavière warf er sich, englischen Anregungen folgend, auf die Frage der Negeremancipation — „denn es giebt keinen Adel der Haut" — und die Société des amis des noirs wurde ein anderer Sammelpunkt der liberalen Reforminteressen. Eben jetzt machte er die Bekanntschaft des Grafen de La Marck, eines vornehmen, reichen und hochgebildeten belgischen Edelmanns, der eine angesehene Stellung in der Pariser Gesellschaft einnahm und nahe Beziehungen zum Hofe hatte; etwas später, in der Zeit der Nationalversammlung, gestaltete sich das Verhältnis zu einer intimen politischen und persönlichen Freundschaft, und der Briefwechsel der beiden Männer ist eine der ausgiebigsten Quellen für die Geschichte der

Digitized by Google

Revolution in ihren Anfängen und für die Rolle Mirabeaus in ihr bis zu seinem Tode. Sogar die Pforten des Ministeriums blieben ihm nicht wie bisher verschlossen; Graf Montmorin, der Nachfolger Vergennes im auswärtigen Ministerium, dem Mirabeau seine Dienste anbot, konnte sich nicht entschließen, ihm eine öffentliche Anstellung zu geben, aber er hielt es doch für angezeigt, seine Ratschläge zu hören und seine Talente zu benutzen; Mirabeau hat in politischen Denkschriften und in der Presse für die Regierung gearbeitet, aber er hat zugleich keinen Zweifel darüber aufkommen lassen, daß er diese Thätigkeit immer nur so weit zu leisten entschlossen sei, als sie mit seinen eigenen politischen Grundsätzen im Einklang bleiben könne.

So schien dieses Leben der wilden außerordentlichen Wege in festere Bahnen einlenken zu wollen — nur zu bald sollte sich zeigen, daß (nach einem von Mirabeau selbst gern gebrauchten Bilde) der verwirrende Dämon Ahriman für ihn doch die mächtigere Gottheit war.

Wichtige politische Wandelungen hatten sich inzwischen vollzogen. Das Experiment der Notabelnversammlung war gescheitert. Die Ordnung des Staatshaushalts wiederherzustellen mit Hilfe dieser nicht von der Nation gewählten, sondern von dem König berufenen Spitzen der privilegierten Stände, zeigte sich unmöglich; die Notabeln selbst erklärten sich für unbefugt für diese Aufgabe, und der Minister Calonne, dessen letztes Auskunftsmittel sie waren, wurde entlassen. Sein Nachfolger, der Erzbischof von Toulouse, Lomenie de Brienne brachte die Sache nicht weiter, weder mit den Notabeln, noch mit dem in fliegender Hast unternommenen Decentralisationsversuch der Einrichtung parlamentarischer Provinzialregierungen, noch mit der angerufenen Hilfe der alten richterlich-politischen Parlamente. Alle Mächte und Institutionen des alten Frankreich, die der Regierung hätten zur Seite treten können, zeigten sich einig darin, ihr den Dienst zu versagen und ihre Thätigkeit zu lähmen, ebenso die liberalen Provinzialversammlungen, wie die Interessenvertretung der privilegierten Stände in Notabeln und Parlamenten. Leidenschaftliche Vorspiele der Revolution erfüllen die Jahre 1787 und 1788; das renitente Pariser Parlament wird von dem König nach Troyes verbannt; bald erkauft es sich seine Rückkehr durch eine Steuerbewilligung, aber nur um sofort in neue Kämpfe mit der Regierung zu geraten. Mit der verfassungsmäßig zweifellos berechtigten und politisch durchaus richtig gedachten Maßregel einer umfassenden Justizreform machte das Ministerium Brienne den Versuch, die hemmende politische Machtbefugnis der Parlamente aufzuheben und sie allein auf ihren ursprünglichen oberrichterlichen Beruf zu beschränken; allein auch dieser Streich mißlang; die verblendete öffentliche Meinung erblickte jetzt in diesen Vorkämpfern der privilegierten Stände, weil sie von der Regierung bekämpft wurden, einen Hort der populären Interessen, und die geplante Reform ging erfolglos unter in einem Sturm ratlos verworrener Streitigkeiten.

Abb. 44. Bailly. Stich von Alix nach David.

In diesem Wirbel sich bekämpfender Gedanken und Hoffnungen gab es nur einen festen Punkt, auf den von allen Seiten her sich die Blicke richteten. Das einzige unverbrauchte, aber auch für

Digitized by Google

vollkommen sicher erachtete Heilmittel für die Schäden des kranken Staates liegt in der Mitwirkung des Ganzen der Nation; die Krone muß sich entschließen, die allgemeinen Reichsstände zu berufen; das Zauberwort der „états généraux“ lag auf allen Lippen und wurde gleichmäßig angerufen von denen, die gewisse Ideen damit zu verbinden wußten, wie von der unendlich größeren Majorität derer, die keine Ahnung von seiner Bedeutung hatten. Mit unwiderstehlicher Gewalt eroberte das neue Programmwort alle Kreise des Lebens; es hallte wieder in Presse und Litteratur, in den Provinzialversammlungen und bei den Notabeln, in den Parlamenten und in dem Kabinett des Königs, hier mit heißen Hoffnungen ersehnt, dort mit dunklen Unheilsahnungen gefürchtet — überall aber als das große Unvermeidliche angerufen, als die unerläßliche letzte Frage an das Schicksal, die jetzt gestellt werden mußte.

Abb. 45. Bailly. Studie von David.
(Nach einem Kohledruck von Braun, Clément & Cie. in Dornach i. E., Paris und New York.)

Am 8. August 1788 wurde im Rate des Königs der entscheidende Beschluß gefaßt, daß am 1. Mai des folgenden Jahres die allgemeinen Reichsstände von Frankreich zusammentreten sollten. Kurz darauf wurde der Minister Brienne entlassen, und der liberale Abgott der öffentlichen Meinung Necker übernahm zum zweitenmal das Finanzministerium. Wie ungeklärt die Lage, wie widerspruchsvoll die Ansichten und Absichten der Parteien, der Regierung, des Königs waren, trat alsbald mit zwei Thatsachen zu Tage. Im September registrierte das Pariser Parlament das königliche Berufungsedikt mit dem eigenmächtigen Zusatz: die Reichsstände werden berufen und zusammengesetzt in der Form, wie sie zuletzt im Jahr 1614 getagt haben, d. h. unter der Voraussetzung des absoluten Übergewichts der beiden oberen Stände, des Klerus und des Adels, über den dritten. Einige Monate später (27. Dezember 1788) erging die königliche Verfügung, daß in der neuen Reichsversammlung der dritte Stand mit doppelt so viel Mitgliedern als jeder der beiden oberen Stände vertreten sein sollte; die Regierung und auch König Ludwig XVI. persönlich waren zu der Überzeugung gelangt, daß eine Verstärkung der populären Elemente durch das „doublement du tiers“ für sie selbst unerläßlich sei, um dem Widerstreben der privilegierten Stände ein gewisses Maß nötiger Reformen abzuringen. Es konnte keinen grelleren Widerspruch geben als den zwischen jener Klausel des Pariser Parlamentes (gegen welche die Regierung keinen Einspruch that) und der

Verordnung über die Doppelzahl des dritten Standes: dort strenge Festhaltung der alten ständischen Reichsverfassung, hier von vornherein eine fundamentale Verfassungsänderung, die allerdings in den provinzialständischen Versammlungen mit ihrer doppelt starken Vertretung des dritten Standes schon teilweise ein Vorbild hatte; aber kaum, daß man das ganze Gewicht dieses Widerspruchs sich klargemacht hätte; der Minister Necker glaubte in verblendetem Selbstgefühl das Unvereinbare vereinigen, das Unberechenbare berechnen zu können.

Die Verwirrung wurde dadurch noch gesteigert, daß die Regierung es nicht einmal für nötig hielt, zu der geschäftlichen Kapitalfrage Stellung zu nehmen, von der jetzt alles abhing: wird diese Versammlung der Reichsstände eine einheitliche parlamentarische Körperschaft darstellen, welche ihre Verhandlungen gemeinsam führt und ihre Beschlüsse faßt durch die Majorität der Gesamtheit der Deputierten? oder werden Beratungen und Abstimmungen, nach dem früher üblichen Geschäftsbrauch, in jeder der drei Ständekurien gesondert vorgenommen und dann die Majorität durch zwei Kuriatstimmen gegen eine gewonnen? Es lag auf der Hand, daß die Verdoppelung der Deputiertenzahl des dritten Standes nur einen Sinn hatte, wenn die drei Stände zu einer einzigen Körperschaft vereinigt wurden; aber die Regierung ließ diese Frage unentschieden; der principielle Konflikt über Wesen und Recht der berufenen Versammlung wurde damit unvermeidlich. In den Kreisen der Regierung war man weit entfernt, die ganze inhaltschwere Spannung des Gegensatzes zu verstehen. Die Gesinnung Ludwigs XVI. war es, Hand in Hand mit den Reichsständen ernstliche Reformen in Verfassung und Verwaltung vorzunehmen, die verderbliche Allmacht der Ministerial- und Beamtenregierung einzuschränken, der öffentlichen Meinung Zugeständnisse zu machen und die unhaltbare Sonderstellung der privilegierten Stände zu brechen — aber dies alles, ohne der historischen Vollgewalt der französischen Krone irgend welchen wesentlichen Abbruch thun zu lassen; daneben waltete bei ihm und bei den Männern seines Rates in unklarer Weise die Vorstellung ob, daß im Grunde diesen neuberufenen Reichsständen doch nur das Recht einer beratenden Körperschaft zustehe, welche mit ihren Beschlüssen die Monarchie nur so weit binde, als diese sich selbst daran binden wolle. Das war konsequent gedacht im Sinne der alten absoluten Monarchie. Aber in denselben Tagen des Januar 1789, in denen das offizielle Wahlausschreiben der Regierung in die Provinzen erging, erschien in Paris die berühmte Broschüre des provenzalischen Abbé Emanuel Sieyes: Qu'est-ce que le Tiers-État? und wer die leidenschaftlichen Deklamationen des starren Logikers mit ihren gerechten Anklagen, ihren scheinbar unentrinnbaren Schlußfolgerungen und ihren gebieterischen Forderungen las, dem war jetzt ein unumstößliches Programmwort gegeben: die privilegierten Klassen sind der zehrende Krebsschaden am Leibe der Nation, der vertilgt werden muß; der wahre Souverain von Frankreich ist der dritte Stand, der $^{19}/_{20}$ der französischen Bevölkerung umfaßt; die Berufung der alten états généraux ist eine falsche Maßregel; was wir brauchen, ist eine Assemblée nationale, welche allein von den Vertretern des dritten Standes gebildet wird. Man wird an die Satzungen erinnert, mit denen einst die Demokratie der Florentiner Zünfte den gesamten Adel für staatsunfähig erklärte und ihn von allen Ämtern ausschloß: die feindselige Spannung der Gegensätze, die Leidenschaft des Parteihasses war vielleicht gleich stark hier und dort; aber der Unterschied liegt in den verschiedenen Dimensionen der Kräfte und Interessen; was an der einen Stelle eine landesgeschichtliche Episode ist, wird an der anderen zur weltgeschichtlichen Katastrophe.

Erwägt man nun aber, daß die geschichtlichen Mächte, die jetzt in Frankreich wider einander standen, dennoch auch in wichtigen Punkten Übereinstimmung zeigten, daß die Krone und ein Teil der privilegierten Klassen zu Opfern und Reformen in gewissem Maße bereit waren, und daß der Konstitutionalismus von 1789 doch an den Stufen des Thrones innehielt und in der Monarchie ein wertvolles nationales Gut anerkannte, so war die Notwendigkeit eines Vernichtungskampfes nicht ohne weiteres gegeben, die Möglichkeit einer Verständigung nicht völlig ausgeschlossen. Weiser abwägender Mäßigung auf beiden Seiten,

Digitized by Google

Abb. 46. Mirabeau als Redner. Stich von D. Beisson.

kraftvollem Selbstbewußtsein nicht nur bei den vorwärtsdrängenden, sondern auch bei den retardierenden und auf Erhaltung bedachten Elementen, vor allem einer einsichtigen und entschlossenen staatsmännischen Verwendung der noch immer ansehnlichen materiellen und geistigen Mittel der Monarchie hätte es doch vielleicht gelingen können, die zur Revolution bereiten nationalen Kräfte in die Bahnen gesetzlich arbeitender, die Gegensätze ausgleichender Reform zu führen.

Ob für Frankreich diese Möglichkeit bestand und ob sie ergriffen wurde, auf diese Frage hatte die Versammlung der Reichsstände die Antwort zu geben, die am 5. Mai 1789 in Versailles eröffnet wurde.

X.

Es ist zu denken, mit wie erregter Teilnahme Mirabeau allen diesen Vorspielen der Revolution gefolgt war. „Mein Tag bricht an!" schrieb er, von sanguinischen Hoffnungen erfüllt, schon in der Zeit der ersten Notabelnversammlung — und nun standen die Reichsstände in Aussicht, die Berufung an die Nation, die er seit langem gefordert und als unvermeidlich vorausgesagt hatte! Welche Perspektiven eröffneten sich, für Frankreich und — für ihn selbst! Ein unermeßliches Arbeitsfeld; man wird seine Kraft brauchen, die Zeiten der subalternen Dienste sind vorbei; die Tage sind erschienen, „wo das Talent

Digitized by Google

eine Macht ist". Jetzt galt es, sich eine Stelle zu sichern auf dem neu eröffneten Kampfplatz, alle Gedanken Mirabeaus richteten sich auf die Gewinnung eines Mandats für die Versammlung der Reichsstände.

Es ist sehr bemerkenswert, daß in dem ersten Stadium dieser Bemühungen er den Plan hegte, gleichsam als Regierungskandidat und mit Unterstützung des Ministeriums einen Sitz als Deputierter zu erlangen. Mit klarer politischer Einsicht erkannte er schon jetzt, daß den unberechenbaren Wirkungen der neuen Volksvertretungsmacht die Regierung mit einem festen Programm und mit einer geschlossenen Partei gegenüber treten müsse, wenn nicht die Monarchie unheilbaren Schaden erleiden und vielleicht ganz beiseite gedrängt werden sollte; das Königtum muß sich von vornherein die Initiative in der Versammlung sichern, muß mit bestimmten Vorschlägen auftreten, und da nach den bisherigen Erfahrungen die privilegierten Stände sich untauglich gezeigt haben für das große Werk der Reichsreform, so muß die Krone sich auf die Masse der Nation und auf ihre Vertretung stützen; Königtum und Demokratie im Bunde miteinander müssen die verderbliche Macht der Privilegien zu Falle bringen. Mirabeau entwickelte diese Gedanken dem Minister Montmorin, zu dem er gewisse Beziehungen hatte. Es ist nicht zu verkennen, daß ihre Verwirklichung einen heilvollen Ausgangspunkt für die bevorstehenden neuen politischen Aufgaben hätte bilden können: es kam alles darauf an, daß die Initiative, die Aufgabenstellung nicht den Reichsständen zufiel, sondern von der Regierung als ihr Recht festgehalten wurde, und wenn die Krone dieses Recht ausübte in aufrichtigem Einvernehmen mit den populären Tendenzen des französischen Mittelstandes, so war ihr der Sieg über das Widerstreben der Privilegierten gesichert, eine Ära der Reformen konnte beginnen und auch für die Zerrüttung des Staatshaushalts war dann das Heilmittel gefunden. Wie es scheint, schwebte Mirabeau die Idee vor, sich für die Ausführung eines solchen Programms in der Ständeversammlung der Regierung zur Verfügung zu stellen, eine Parteibildung in diesem Sinne zu unternehmen, und er erwartete, daß zu diesem Zweck das Ministerium seine Wahl zum Deputierten unterstützen werde.

Abb. 47. Graf von Artois.

Diese Gedanken waren nicht eben völlig neu; die physiokratische Schule hatte längst ähnliche Forderungen formuliert, und unter den Führern der öffentlichen Meinung hegten jetzt viele der hervorragendsten die gleiche Meinung von der rettenden Heilkraft eines Bündnisses zwischen Königtum und Demokratie. Das Verdienst Mirabeaus ist, daß er jetzt, in den entscheidungsvollen Monaten vor der Eröffnung der Reichsstände, es versucht hat, in direkten Verhandlungen mit der Regierung sie für ein solches Programm zu gewinnen und das schlimmste Übel zu verhüten (was dann wirklich eintrat), daß Krone und Ministerium programmlos der dunklen Riesenmacht eines nach Geist und Zusammensetzung ganz neu gearteten Reichsparlamentes gegenübertraten.

Aber das Projekt blieb eine folgenlose Episode. Obgleich seit einiger Zeit der böse Leumund Mirabeaus ein wenig angefangen hatte, in Vergessenheit zu kommen,

Digitized by Google

Abb. 48. Der Graf von Artois. Gemälde von François Hubert Drouais im Muſeum zu Verſailles.
(Nach einem Kohledruck von Braun, Clément & Cie. in Dornach i. E., Paris und New York.)

Digitized by Google

so blieb er doch in der Meinung der meisten der Mann mit den großen Talenten und dem zweideutigen Charakter, ein Mann, den man benutzen, aber dem man nie volles Vertrauen schenken könne. Der Minister Montmorin lehnte, wie es scheint, seine Vorschläge nicht völlig ab, aber das einflußreichste Mitglied seines Ministeriums war Necker, den Mirabeau von jeher für einen politischen Charlatan erklärt, gegen den er grimmige Streitschriften geschrieben hatte und der in jeder Hinsicht sein völliges Widerspiel war: der Mann mit den unzulänglichen Talenten und mit der zweifellosen, selbstgefälligen Untadelhaftigkeit seines Privatcharakters. Necker hat, in der Prüderie seines bürgerlichen Tugendstolzes, es nie über sich vermocht, dem moralisch anrüchigen, adeligen Agitator um seiner brauchbaren Talente willen auch nur einen Schritt weit entgegenzukommen. Noch weniger war daran zu denken, daß der König und die Königin einem Mann von der Vergangenheit Mirabeaus ihr Vertrauen schenken würden — dazu bedurfte es noch ganz anderer Schicksale und Erfahrungen.

Es kam hinzu, daß eben jetzt neues Unheil und neue Schuld verwirrend in dieses ruhelose Leben hereinbrachen. Im Herbst 1788 löste Madame de Nehra ihre Verbindung mit Mirabeau und verließ sein Haus. Sie war fünf Jahre lang sein guter Genius gewesen, aber auf die Dauer die wilde Zügellosigkeit seiner sinnlichen Triebe zu bändigen, war ihr nicht gelungen. Er hatte ein treffliches, verständnisvolles Weib gefunden, aber er konnte nicht ohne Weiber leben. Ein unsauberes Verhältnis löste das andere ab; jetzt war seine Maitresse eine Madame Le Jay, die Frau seines Pariser Buchhändlers, eine intrigante, eigennützige Person sehr gewöhnlichen Schlages. Die Nehra hatte lange Zeit Nachsicht geübt, aber diese Rivalität führte, neben manchen anderen Anlässen, zum Bruch; alles, was dieses mehrjährige Verhältnis von Elementen der Zucht, der häuslichen und finanziellen Wohlordnung in das Leben Mirabeaus zu bringen versucht hatte, war damit aufgegeben. Er hatte in einer Art von bergendem Schutzhafen gelegen, nun trieb das Boot seines Lebens wieder steuerlos im Sturme.

Eine andere üble Unthat trat hinzu. In den ersten Januartagen 1789 erschien in zwei Bänden, angeblich in London gedruckt, ohne den Namen des Verfassers, die schon oben erwähnte „Geheime Geschichte des Berliner Hofes“, in welcher die vertraulichen Depeschen Mirabeaus von seiner Mission nach Berlin veröffentlicht wurden. Er hat zuerst versucht, die Publikation zu desavouieren, aber niemand zweifelte an seiner Schuld. Er war in dringender Geldverlegenheit, zur Betreibung seiner Deputiertenwahl bedurfte er barer Mittel, und sein Vater versagte jede Unterstützung; schließlich hat, wie es scheint, die spekulative Madame Le Jay, seine jetzige Geliebte, ihren Einfluß benutzt, um das Auskunftsmittel dieser Publikation, zu der er in keiner Weise berechtigt war, mit der aber viel Geld verdient und sowohl dem Verfasser wie der Verlegerfirma Le Jay geholfen werden konnte, ihm plausibel zu machen, und Mirabeau ging auf den Plan ein, mit der ganzen Skrupellosigkeit in litterarischen Dingen, die ihm eigen war.

Aber hier schlug sie ihm zum Unheil aus. Die indiskrete Publikation dieser Depeschen, in denen so viel Klatsch und Skandal enthüllt wurde, machte den peinlichsten Eindruck. Die Regierung sah sich dem Berliner Hofe gegenüber schwer kompromittiert; man war damals gegen diplomatische Enthüllungen dieser Art sehr empfindlich, König Friedrich Wilhelm sprach dem französischen Gesandten in Berlin offen seine Entrüstung aus, und in Paris wurde offiziell Beschwerde erhoben. Zu anderen Zeiten würde eine lettre de cachet und eine Zelle in einem Staatsgefängnis der Lohn des verwegenen Schriftstellers gewesen sein, aber jetzt wagte man schon nicht mehr diese Waffe anzuwenden, und es wollte wenig sagen, wenn man endlich das Buch öffentlich durch Henkers Hand verbrennen ließ, nachdem der größte Teil der Auflage bereits verkauft war, und während durch eine ganze Reihe von Nachdrucken die Spekulation die pikante Lektüre in die weitesten Kreise trug. Aber dennoch fielen die Folgen seines vielleicht mehr unbedachten als schuldvollen Schrittes mit schwerer Wucht auf Mirabeaus Haupt. Wenn er zuletzt in den Anfängen einer Art von Rehabilitation gestanden hatte, so nahm das jetzt ein

Digitized by Google

jähes Ende; der Minister Montmorin brach jede Verbindung mit ihm ab, viele seiner Freunde aus den höheren Gesellschaftskreisen, wie Talleyrand u. a., zogen sich von ihm zurück, im konstitutionellen Klub sprach man davon, ihn auszuschließen. Mit einem Schlage lebten alle Erinnerungen aber am natürlichsten und aussichtsvollsten war doch eine Kandidatur in der heimatlichen Provence. Freilich nicht bei seinen Standesgenossen. Dieser alte eingesessene provenzalische Adel, der es liebte, sein Heimatland noch immer nicht als eine französische Provinz, wie die anderen, zu be-

Abb. 49. Volksaufruhr vor den Tuilerien am 12. Juli 1789. Stich von Berthault.

an alte, schon halb vergessene Sünden wieder auf, und Mirabeau war wieder der schuldbedeckte Mann, mit dem man nichts gemein haben wollte.

Unter solchen Umständen konnte von einer Begünstigung seiner Kandidatur für die Reichsstände durch das Ministerium nicht mehr die Rede sein. Mirabeau war auf sich selbst angewiesen. Er hat eine Zeit lang daran gedacht, sich um ein Mandat im Elsaß oder im Dauphiné zu bewerben; trachten, sondern als einen der französischen Monarchie befreundeten selbständigen „Co-Etat", war überhaupt mit der Berufung einheitlicher Reichsstände wenig einverstanden. Es kam, als Mirabeau in der Versammlung der provenzalischen Adelshäupter in Aix erschien, zu den erregtesten principiellen Debatten; hier galt er als ein politisch Abtrünniger, völlig ungeeignet zum Vertreter der ehrwürdigen Rechte dieser alten Adelsgenossenschaft, und seine anrüchige Ver-

Digitized by Google

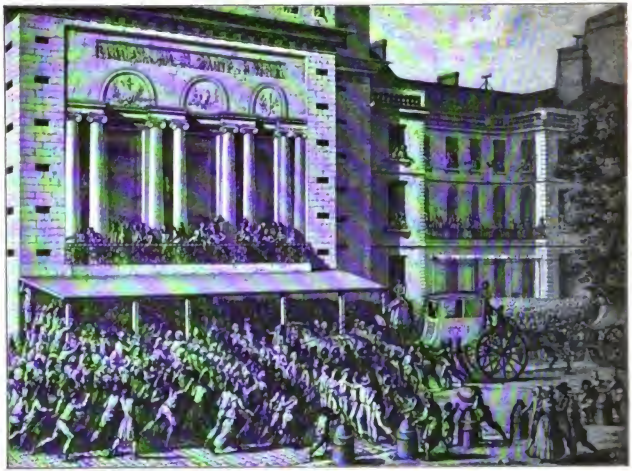


Abb. 50. Volksaufruhr vor der Großen Oper am 12. Juli 1789. Stich von Berthault.

gangenheit stand gerade auf diesem Boden noch in lebendigster Erinnerung. Man hat ihn schließlich, unter dem Vorwand, daß er kein auf seinen Namen eingetragenes adliges Lehnsgut in der Provence besaß (noch lebte der alte Marquis Victor, sein Vater), einfach von der Adelsversammlung ausgeschlossen.

Aber mit um so stürmischerem Enthusiasmus wurde der von seinen Standesgenossen Geächtete von den heißblütigen Massen der Bürger und Bauern in der Provence aufgenommen. Seine alte, bei dem Ehescheidungsprozeß vor fünf Jahren gewonnene Popularität lebte wieder auf. In Aix, in Marseille, im ganzen Lande wurde er wie ein Triumphator empfangen, und Mirabeau verstand es, seinen vornehmen Gegnern zum Trotz, mit Wort und Schrift alles auszuspielen, was von gewaltigen demagogischen Kräften in ihm lag. Er gab die Stichworte der Wahlbewegung aus, verkehrte persönlich mit dem Volk, wirkte offen und geheim durch die Presse; den Massen erschien der gräfliche Volksfreund als Herold der Freiheit und Hort einer besseren Zukunft. Andere Kreise mochten erkennen, daß er doch nicht ein Demagog gewöhnlichen Schlages war: die Wahlbewegung in der Provence verlief unter schweren Erschütterungen des öffentlichen Friedens; durch Hungersnot erbittert und durch Freiheitsträume berauscht, erhoben sich an vielen Stellen die untersten Volksklassen zu wilden Gewaltthaten gegen die Besitzenden und die Behörden; in Marseille besonders und in Aix kam es zur offenen Revolution, und den Vertretern der Staatsgewalt fehlte nicht die Macht, aber der Mut, den Sturm der anarchischen Massen mit Gewalt zu brechen. In dieser Situation, wo die geordneten Behörden die Waffen streckten vor der Anarchie — das Vorzeichen naher allgemeiner Auflösung — war es Mirabeau, der in beiden Städten die Ordnung wiederherstellte, gestützt auf seine Popularität, aber auch auf die sofort organisierte Bewaffnung des besitzenden Mittelstandes. Er zeigte, daß er Stürme nicht nur zu erregen, sondern auch zu beschwören verstand.

Mirabeau war in diesen Wochen der mächtigste Mann in der Provence. Als

Digitized by Google

in den ersten Tagen des April die Wahlen für die Reichsstände vollzogen wurden, wurde er in Marseille, wo in den Kreisen der kaufmännischen Aristokratie gewisse Strömungen gegen ihn waren, an vierter Stelle zum Deputierten des Tiers État erwählt; in Aix ging sein Name mit großer Majorität als erster der vier Gewählten aus der Wahlurne hervor.

Er nahm das Mandat für Aix an. Vier Wochen später wurde in Versailles die Reichsversammlung eröffnet.

XI.

Der Deputierte des dritten Standes von Aix trat in die neue, parlamentarische Phase seines Lebens als ein fertiger Mann ein, der seine Lehrzeit hinter sich hatte. Aber es ist unendlich schwer, vielleicht überhaupt unausführbar, die Summe seiner politischen Grundsätze, Überzeugungen und Ziele als ein festes einheitliches Gedankengefüge darzustellen. Man hat es von verschiedenen Seiten her versucht und ist zu sehr verschiedenen Resultaten gelangt; man kann aus Mirabeaus Schriften und seinen Briefen, aus seinen Reden und Thaten Beweisstücke herausfinden für sehr verschiedenartig nuancierte politische Programme, vom entschiedenen Royalismus bis zum demokratischen Radikalismus; aber keines dieser Programme ist das Mirabeaus gewesen. Die unselige Verkettung seiner trüben, schuldreichen Vergangenheit mit der größten staatsmännischen Potenz und mit dem berechtigten Ehrgeiz nach einer führenden Stellung im Staat machten für seine Laufbahn die gerade Linie einer offenen, stetigen, sich immer gleichbleibenden Führung unmöglich. Der Staatsmann, der er war, und der Demagog, der er sein mußte, um seine Ziele zu erreichen, lagen bei ihm in fortwährendem Kampfe.

Eine Reihe von immer festgehaltenen Überzeugungspunkten aber ist von vornherein erkennbar. Mirabeau tritt in die neue Phase ein mit dem vollen Gefühl der „Revolution“; er hat sie vorausgesagt, er hält sie für notwendig. Aber ebenso

Abb. 51. Eingreifen der Garden für ihren Obersten du Chatelet am 12. Juli 1789. Stich von Berthault.

Digitized by Google

fest steht ihm die Überzeugung von der Gefährlichkeit dieser Waffe; sie bedarf der Leitung und Beherrschung, durch die Regierung oder durch eine andere überlegene Kraft, und er fühlt in sich selbst den Beruf zu dieser Aufgabe. Ebenso unerschütterlich aber steht er ein für die Monarchie: „wehe denen, die glauben können, daß dieses große Land bestehen kann ohne einen König“; das historische französische Königtum muß nicht nur erhalten bleiben, die wichtigste Aufgabe der Revolution ist, es zu stärken, indem sie die Macht der privilegierten Stände bricht, welche den Monarchen fesseln und ihm die Erfüllung seiner hohen Aufgaben der Volksbeglückung unmöglich machen. Eine volkstümliche Konstitution, welche das bisherige absolute und doch ohnmächtige Königtum stärkt, indem sie die oberste Gewalt teilt zwischen ihm und einer legitimen Volksrepräsentation, muß dieses neue Verhältnis unerschütterlich begründen. Der Weg, den die Revolution im Sinne Mirabeaus zu nehmen hat, ist der des Kampfes gegen Absolutismus, Ministerialherrschaft und Privilegien zu Gunsten einer starken neugeborenen konstitutionellen Monarchie.

Zunächst aber war der Deputierte von Aix eine Person von sehr geringem Gewicht und Ansehen in der Versammlung. Er war fast völlig isoliert; das Ministerium hatte die Verbindung mit ihm abgebrochen, viele seiner bisherigen politischen Freunde hatten sich von ihm zurückgezogen; wir haben früher die feindselige Demonstration erzählt, mit der er am Eröffnungstage empfangen wurde. Wie zuversichtlich er trotzdem gemeint war, sofort seine Stellung zu markieren und die Führung des dritten Standes in Anspruch zu nehmen, zeigt ein Aktenstück, das erst vor einiger Zeit zu Tage gekommen ist. Die Eröffnungsfeier am 5. Mai verlief, ohne daß weder in der Rede des Königs, noch in der des Siegelbewahrers Berantin, noch in dem dreistündigen Exposé des Ministers Necker über die Finanzlage die Regierung Stellung nahm zu der entscheidenden Verfassungsfrage der Abstimmung nach Ständen oder nach Köpfen. Mirabeau hatte diese matte Entschlußlosigkeit vorausgesehen und eine Rede ausgearbeitet, mit welcher er den König feierlich beschwören wollte, noch in dieser ersten Sitzung, in seiner Gegenwart, durch Beratung und Beschlußfassung, natürlich im Sinne des dritten Standes und der Kopfabstimmung, die unerläßliche Entscheidung über diese Frage herbeizuführen. Die Rede ist ungehalten geblieben und erst neuerdings bekannt geworden; sofort nach der Rede Neckers hob der König die Versammlung auf und verließ den Saal; Mirabeau war das Wort abgeschnitten — die Reichsstände waren eröffnet, aber niemand wußte zu sagen, in welcher Form ihre Verhandlungen geführt werden sollten.

Mit diesem Versuch kühner Initiative war Mirabeau gescheitert. Indem die Ständeversammlung nun vor ihrer ersten Aufgabe stand, der Prüfung der Vollmachten der Deputierten und ihrer geschäftsmäßigen Konstituierung, so entbrannte sofort der unvermeidliche Konflikt: Adel und Klerus begannen die Verifikation ihrer Vollmachten als geschlossene Stände, jeder für sich als Ständekurie; der dritte Stand verlangte die Vornahme dieses konstituierenden Aktes in der Plenarversammlung sämtlicher Deputierten aller drei Stände. Sechs Wochen währte der Streit, ohne daß man zu einer Einigung gelangte. Eine bloße Geschäftsordnungsfrage scheinbar, aber in der That die große Principienfrage, von der das ganze Schicksal der Versammlung und Frankreichs abhing. Sind diese in Versailles versammelten Deputierten ein einheitliches französisches Reichsparlament mit dem gebührenden Übergewicht des dritten Standes, und mit der Aufgabe einer Reform der französischen Verfassung, oder sind sie die alten Reichsstände aus der Zeit des Feudalstaates, Klerus und Adel übermächtig an der Spitze, und nur berufen, um das Deficit zu beseitigen und der Finanznot zu steuern?

Es war recht eigentlich die „Rechtsbodenfrage“, um die es sich handelte; ähnlich wie sechzig Jahre später in Preußen, als König Friedrich Wilhelm IV. den Vereinigten Landtag von 1847 berief und der Zweifel ungelöst blieb, ob dies nun die seit langem verheißene Volksvertretung oder ein Ständetag nach der alten Ordnung sei. Eine Parallele übrigens, die sich mit mannigfachem Interesse auch weiter ins einzelne ausführen ließe.

Mirabeau war in seiner monarchischen Gesinnung empört darüber, daß die Re-

Digitized by Google

gierung die Initiative so völlig aus der Hand gegeben hatte. Er warf alle Schuld auf Necker; „hätte", schreibt er an einen Freund, „der Mann neben seinen verkehrten Absichten auch nur einen Schatten von Talent, so hätte er in acht Tagen 60 Millionen Steuern und 150 Millionen Anleihen haben und am neunten Tag uns auflösen können; hätte er einen Schatten von Charakter, so würde er unentwegt mit uns gemeinsame Sache machen und könnte ein neuer Richelieu werden; hätte die Regierung eine Spur von Geschick, so würde der König sich offen für das Volk erklären, und wir könnten den zweiten Akt der dänischen Revolution von 1660 spielen; statt alles dessen bringen sie nur den wundervollen Lehrsatz Machiavellis zu Ehren, daß alles Übel in der Welt daher kommt, daß man entweder nicht gut genug oder nicht schlecht genug ist!"

Abb. 52. Robespierre. Stich von Katz nach Guérin.

Er hatte sogleich auch begonnen, die ihm so wohl vertraute Waffe der Tagespresse zur Hand zu nehmen. Das von ihm gegründete „Journal der Reichsstände", in dem er die heftigste Kritik gegen Necker eröffnete, wurde zwar alsbald von der Regierung unterdrückt — der letzte Akt von Preßcensur unter dem ancien régime, die Fortsetzung lieferten nur allzubald Klubs und Commune —; aber Mirabeau fuhr unbeirrt in seiner Publikation fort, indem er nur den neuen geschickt gewählten Titel „Lettres à ses commettans" an die Spitze stellte; die Briefe eines Deputierten an seine Wähler wagte man nicht polizeilich anzufechten; das Blatt blieb, später unter dem Titel „Courrier de Provence", fortan das publizistische Hauptorgan Mirabeaus.

Selbst jetzt gab er den Wunsch nicht auf, seine Thätigkeit in der Versammlung womöglich in Fühlung zu setzen mit der Regierung; es ist der Gedanke, auf den er immer wieder zurückkommt und der die Linie bezeichnet, wo der Politiker sich von dem Demagogen trennt. So groß seine politische Geringschätzung Neckers und seine persönliche Antipathie gegen ihn waren, so überwand er sich doch zu einem Versuch der Annäherung. Der Deputierte Malouet einer der einsichtigsten unter den gemäßigten Vertretern des dritten Standes, und derjenige, der unter den ersten die politische Bedeutung Mirabeaus erkannte, übernahm die Vermittelung einer persönlichen Zusammenkunft zwischen ihm und Necker; aber als es zu der Begegnung kam, so empfing der Minister Tugendbold den ihm fatalen Abenteurer mit so beleidigender Kühle, daß Mirabeau das Gespräch barsch abbrach und von dannen ging.

Necker glaubte, im blinden Vertrauen auf seine Unentbehrlichkeit und auf seine Popularität, auch ohne diesen unwillkommenen Helfer auskommen zu können; Mirabeau sagte: der Mann ist ein Narr, er soll noch von mir hören!

Von Anfang an hatte er sich mit Eifer an den Verhandlungen des dritten Standes über den Streit mit den beiden oberen Ständen beteiligt, gemäßigten Sinnes, einen

Digitized by Google

Abb. 53. Camille Desmoulins.
Stich von W. H. Mote.

Ausgleich suchend, radikalen Schritten widerstrebend: „das beste Mittel," schreibt er, „die Revolution mißraten zu lassen ist, wenn man zu viel verlangt; es ist etwas anderes, Reisen auf der wirklichen Erde zu machen, als auf der Landkarte." Aber trotz einiger mächtigen ersten Anläufe seiner siegreichen Beredsamkeit wollte es ihm lange nicht gelingen, Ansehen und bestimmenden Einfluß in der Versammlung zu gewinnen, Abneigung und Mißtrauen sperrten ihm den Weg.

Es folgten die weiteren oft erzählten Entscheidungsschritte. Nachdem alle Verständigungsversuche gescheitert waren, beschloß am 10. Juni, auf Antrag des Abbé Sieyes, der hier von Mirabeau sekundiert wurde, der dritte Stand, jetzt selbständig vorzugehen mit den Wahlprüfungen, Adel und Klerus noch einmal zur gemeinsamen Beteiligung aufzufordern und dann, ohne Rücksicht auf die Nichterschienenen, die Versammlung formell als konstituiert zu erklären. In wenigen Tagen wurde der Akt vollbracht; mit dem Übertritt einer Anzahl von Pfarrern aus der Kurie des Klerus begann die Zerbröckelung der Gegner; die Deputierten des dritten Standes, die Vertreter von sechsundneunzig Prozent des französischen Volkes, wie sie sich rühmten, erklären sich als vollgültige Repräsentation des „allgemeinen Willens der Nation", gleichviel ob die widerstrebenden Vertreter der Minderheit sich ihnen anschließen oder nicht. Am 17. Juni erfolgte die offizielle Konstituierung der neuen Staatsgewalt, die sich selbst den Namen „Assemblée Nationale" beilegte.

Gerade bei diesem letzten Beschluß der Namengebung aber trennte sich Mirabeau von der Majorität. Er hatte früher in Schriften und Briefen das Wort „Assemblée Nationale" häufig angewandt, ohne sich seiner principiellen Bedeutung voll bewußt zu sein; als jetzt von Sieyes und seinen Freunden diese Bezeichnung als offizieller Name der Versammlung vorgeschlagen wurde, wurde es ihm erst klar, welch anspruchsvoll exklusive Prätension dieser Name doch in der That in sich schloß: zur Nation gehören doch auch jene vier Prozent des Klerus und des Adels, die hier nicht vertreten sind; sie sind jetzt die thörichten Feinde der guten Sache, aber man muß auch mit ihnen rechnen; ganz ausgeschlossen ist es ja nicht, daß die künftige Verfassung Frankreichs eine erste Kammer wie das englische Oberhaus haben wird; und auch der König, wird er diesem Beschluß, dieser Usurpation eines solchen gebieterischen Machttitels zustimmen können? Mirabeau schlug den Namen „Représentants du peuple français" vor. Ein heftiger Redekampf entspann sich über diese Titelfrage, die doch zugleich eine Principienfrage war; Mirabeau führte in glänzender Weise die Verteidigung seines Antrages; aber er unterlag. Der König hatte die allgemeinen Reichsstände berufen — und eine „Nationalversammlung" hat sich etabliert. „Ich würde mich nicht wundern," sagte Mirabeau einige Tage nachher, „wenn die Frucht dieses schönen Beschlusses der Bürgerkrieg wäre."

Jetzt erst, nach dem drohenden Beschlusse vom 17. Juni, raffte die Regierung sich zu dem Versuch auf, das so schmählich vergessene Recht der Initiative zur Anwendung zu bringen. Was sechs Wochen früher die Rettung des Staates hätte sein können, eine feste Erklärung über das Maß und die Grenzen der Reformen, zu denen die Krone bereit war, das sollte nun in der feierlichen Form einer „Königlichen Sitzung"

Digitized by Google

den vereinigten Reichsständen verkündigt werden. Die Ankündigung der „Séance Royale“ bedeutete, daß die Regierung die Konstituierung des dritten Standes als Nationalversammlung als nicht geschehen ansah und endlich ihres Amtes als führende Macht zu warten sich anschickte.

Und darauf sofort der Gegenschlag von der anderen Seite her. Als am 20. Juni die Deputierten das Sitzungslokal gesperrt fanden, wegen der Vorbereitungen für den bevorstehenden feierlichen Akt, begaben sie sich nach dem nahen Ballhaus, hielten dort ihre Sitzung, und auf den Antrag des Abgeordneten Mounier vereinigten sich die Versammelten zu dem durch Eidschwur und Unterschrift bekräftigten Beschluß, sich nicht voneinander zu trennen, bis die Verfassung des Königreichs auf dauerhaften Grundlagen errichtet und befestigt sei.

Die Versammlung legte also, ohne den König speciell auszuschließen, aber auch ohne ihn zu nennen, sich den Charakter der verfassungsgründenden Staatsgewalt zu; sie that es, während in den nächsten Tagen die offizielle Äußerung des Königs über die Verfassungsfrage bevorstand; sie erklärte sich als Constituante, ohne auch nur das Wort des Königs abzuwarten. Der Entscheidungskampf um den Besitz der Staatsgewalt zwischen Krone und Nationalversammlung war mit dem Ballhausschwur eröffnet: der Mann, der den verhängnisvollen Beschluß herbeiführte, der Abgeordnete Mounier, ein sonst gemäßigter und entschieden monarchisch gesinnter Mann, der bald seinen Bruch mit der Revolution vollzog, hat es nachmals selbst ausgesprochen, daß er den Schritt bereute, den er als ein Attentat auf die Monarchie bezeichnete; aber damals riß ihn die leidenschaftliche Erregung jener Stunden dahin und mit ihm die ganze Versammlung bis auf einen einzigen namenlosen Deputierten, der den Mut hatte, sich auszuschließen. Auch Mirabeau hat den Ballhausschwur geleistet. Kein Zweifel, daß er den Schritt für eine Übereilung hielt; aber er fand es nicht opportun, durch eine doch nutzlose Opposition sein noch wenig gefestigtes populäres Ansehen zu schädigen.

Zwei Tage darauf vollzog die Mehrzahl der Deputierten des Klerus ihre Vereinigung mit dem dritten Stande, die Masse der Pfarrer voran, aber auch eine Anzahl hoher Prälaten. Die Majorität des Adels hielt an der Sonderkonstituierung des Stan-

Abb. 54. Camille Desmoulins. Stich von F. Bonneville.

Digitized by Google

des fest; zu einschneidenden Reformen war man bereit, der Verzicht auf die Steuerfreiheit war principiell ausgesprochen, aber die alte reichsständische Verfassung der Usurpation des dritten Standes zu opfern, lehnte man ab; es war ein Kampf für das historische Recht gegen eine übermächtige nationale Bewegung, die ihre Stärke in der naturrechtlichen Verneinung des Historischen hatte.

Nun war es an dem König, zu sprechen. Es geschah in der entscheidungsvollen Königlichen Sitzung vom 23. Juni.

Die Reden und Deklarationen des Königs, die in dieser feierlichen Sitzung verlesen wurden, beruhen auf einem Entwurf Neckers, dessen Handschrift in den folgenden Revolutionsstürmen aus Angst oder Vorsicht verbrannt worden ist und dessen Wortlaut wir daher nicht kennen. Es steht fest, daß dieses Konzept des Ministers in den Beratungen, die der König mit seinen anderen Räten und mit seinen Brüdern abhielt, in manchen Stücken Abänderungen erfahren hat; Necker hat damals und später die Meinung zu verbreiten gesucht, daß sein Entwurf durch den Einfluß der höfischen Umgebung des Königs wesentlich entstellt worden sei, und er nahm in demonstrativer Weise an der Königlichen Sitzung nicht teil. Die komplizierte Anteilsfrage ist hier nicht zu erörtern; vieles spricht indes dafür, daß die Verantwortlichkeit Neckers für die entscheidenden Schriftstücke vom 23. Juni doch eine größere war, als er Wort haben will.

Jedenfalls zeigte das königliche Programm einerseits eine sehr imperativische Fassung und anderseits eine lange Reihe von wertvollen Zugeständnissen in Bezug auf Reform der Verwaltung, des Finanz- und Staatsschuldenwesens, auf Gleichmäßigkeit der Besteuerung mit Beseitigung der verhaßten Taille und Aufhebung aller Steuerbefreiungen, auf Reform des Justizwesens, Abschaffung der Lettres de cachet, der Wegfronden, der Hörigkeit, Erleichterungen im Militärwesen, bessere Nutzbarmachung der Domänen ꝛc., alles unter Mitwirkung der Reichsstände und der neu zu organisierenden Provinzialstände. Denkt man sich alle diese Verheißungen zur Erfüllung gebracht, so stellt sich das Bild eines in den wesentlichsten Lebensbedingungen erhöhten und freiheitlich geförderten Gemeinwesens vor die Augen. Aber in einem Punkte setzte die königliche Deklaration den populären Forderungen die entschiedenste Weigerung entgegen: die alte Dreiständeverfassung wird beibehalten, die drei Kurien beraten und beschließen getrennt, nur für gewisse Fälle treten sie mit Zustimmung der Regierung zu einem einheitlichen Körper zusammen; die Folge ist, daß die Beschlüsse des dritten Standes vom 17. Juni, die Konstituierung der Nationalversammlung und alle seitdem vorgenommenen Akte, für null und nichtig erklärt werden. Der König schloß, indem er auf die Fülle der von ihm in Aussicht gestellten Reformen hinwies, mit den zuversichtlichen Worten: „Sollten Sie durch ein Verhängnis, das ich mir nicht vorstellen kann, mich bei diesem schönen Unternehmen im Stiche lassen, so werde ich allein das Glück meines Volkes in die Hand nehmen und mich allein als seinen wirklichen Repräsentanten betrachten!“ Hierauf forderte er die Versammlung auf, sich zu trennen und am folgenden Morgen die Sitzungen in den für die einzelnen Stände bestimmten Lokalen zu beginnen; der Oberceremonienmeister werde die Säle dafür in stand setzen lassen. Damit schloß der König die Sitzung und verließ den Saal.

Und hierauf nun die bekannte, immer wieder erzählte Scene, die in den Darstellungen der Revolutionsgeschichte eine ähnliche Stelle einzunehmen pflegt, wie etwa Luthers „Ich kann nicht anders“ auf dem Reichstag zu Worms. Dem Befehl des Königs folgend, räumten die Deputierten des Adels und ein Teil der Geistlichen den Sitzungssaal; die Abgeordneten des dritten Standes, und was von den beiden anderen Ständen zu ihm hielt, rührten sich nicht vom Platze; eine dumpfe Unentschlossenheit lag über der Versammlung. In diesem Moment erschien der Ceremonienmeister de Brézé noch einmal im Saale und wiederholte den Befehl des Königs; worauf sofort Mirabeau sich erhob und dem Höfling die geharnischte Antwort zurief: er habe an dieser Stelle überhaupt gar nicht das Recht zu reden; „um aber jeden Zweifel und jede Zögerung zu vermeiden, so erkläre ich Ihnen: wenn man Sie beauftragt hat, uns von hier zu entfernen, so müssen Sie sich Befehl geben

Digitized by Google

Ludwig XVI, die Königin und der Dauphin.
Kolorierter Stich nach einem Gemälde von P. Sauvage vom Jahre 1793.

Digitized by Google

Digitized by Google

lassen zur Anwendung von Gewalt; denn nur vor der Macht der Bajonette werden wir von unseren Plätzen weichen!" Allgemeiner Zuruf verkündete die Zustimmung der Versammlung; dem Ceremonienmeister blieb nichts übrig, als sich zurückzuziehen.

Dies ist die herkömmliche Erzählung des Vorganges, wie sie Mirabeau selbst in den „Briefen an seine Wähler" formuliert hat, ohne indes dabei seinen Namen zu nennen („un des membres des Communs"). Sie ist schwerlich ganz exakt; aber die mangelhafte Beschaffenheit unserer Quellen macht eine völlig einwandsfreie Darstellung des Geschehenen unmöglich. Gewiß scheint, daß Mirabeau mit einer Apostrophe dieses Inhalts an den Boten des Königs sich in jenem spannungsvollen Augenblick in den Vordergrund zu stellen wußte, während es eigentlich die Sache des Präsidenten Bailly gewesen wäre, die Antwort im Namen der Versammlung auszusprechen; aber wahrscheinlich waren seine Worte viel kürzer und prägnanter, als die oratorische Ausführung, die er dann in dem Brief an seine Wähler zurecht stilisierte. Nach anderen in diesem Punkt glaubwürdigeren Quellen rief er von seinem Platze aus, mitten unter den anderen Deputierten des dritten Standes stehend, dem Ceremonienmeister nur die Worte zu: „Sagen Sie denen, die Sie geschickt haben, daß wir hier sind durch den Willen der Nation und daß wir nur der Macht der Bajonette weichen werden." So oder ähnlich mag sein Ausruf gelautet haben, und so setzte er sich in der allgemeinen Erinnerung fest, wohl nicht ohne die nachträgliche Mitwirkung Mirabeaus und seiner Freunde; dies war die Formel, die nach seinem Tode der Jakobinerklub unter die Büste des Mannes setzen ließ, den er noch mehr fürchtete und haßte als bewunderte; im Sinne dieser Partei waren jene Worte die größte That im Mirabeaus Leben.

Wunderliches Schicksal der großen legendarischen Worte, in denen das Gedächtnis der Zeiten und Völker die Bedeutung wichtiger geschichtlicher Momente epigrammatisch festzuhalten liebt. Selten ist der Wortlaut in urkundlicher Treue überliefert. Und wie leicht geschieht es, daß die spätere Erinnerung solchen Worten einen Sinn unterlegt, der weit verschieden ist von der wahren Meinung dessen, der sie sprach.

Jene brüske Zurückweisung des königlichen Befehls, die beleidigende Demütigung der Krone, die darin lag, ist das entscheidende Ereignis für den weiteren Gang der Revolution geworden: der dritte Stand erklärt sich zum wahren Souverän von Frankreich. Und dazu hat Mirabeau das Signal gegeben? Mirabeau, der allerdings ja in der Erhebung des dritten Standes die unerläßliche Vorbedingung sah für die Wiedergeburt Frankreichs, aber ebenso unerschütterlich festhielt an dem Grundgedanken der Monarchie, des mit dem dritten Stand zu gemeinsamem Wirken zu verbindenden Königtums? Sollte dieser konsequente Monarchist mit Bewußtsein und Absicht den schroffen Bruch zwischen diesen beiden, in seinem Sinn aufeinander angewiesenen Mächten provoziert haben? Alle anderen beglaubigten Kundgebungen aus dieser Zeit zeigen uns Mirabeau im offenen oder geheimen Gegensatz gegen die wachsenden Souveränitätsregungen des dritten Standes: er bekämpft die Überhebung, die in dem selbstgegebenen Namen der „Nationalversammlung" liegt; er mißbilligt den Ballhausschwur; in den Debatten der letzten Tage hatte er bereits die Frage des königlichen Veto berührt und für seine Unentbehrlichkeit gestritten — „ich möchte," rief er aus, „lieber in Konstantinopel leben als in Paris, wenn der König dieses Recht nicht hätte; ich kann mir nichts Schrecklicheres vorstellen, als die souveräne Aristokratie von sechshundert Personen, die sich morgen für unabsetzbar, übermorgen für erblich erklären können!" Und in denselben Tagen sucht er Fühlung mit dem Ministerium, ja sogar mit dem Hofe zu erlangen: „Geben Sie," bittet er seinen Freund, den Grafen de la Marck, „denen im Schloß doch zu verstehen, daß ich mehr für sie bin als gegen sie."

Und nun die große pathetische Scene vom 23. Juni! Man hat die Erklärung des augenfälligen Widerspruchs in der Annahme eines berechneten trügerischen Doppelspieles nach beiden Seiten hin, welches freilich sehr durchsichtig gewesen wäre, finden wollen. Man hat anderseits auf die Thatsache hingewiesen, daß in einer ganzen Reihe von zeitgenössischen Aufzeichnungen

Digitized by Google

über die Sitzung vom 23. Juni die emphatische Ansprache Mirabeaus entweder gar nicht oder nur ungenau und beiläufig oder auch ohne spezielle Nennung seines Namens erwähnt wird, und man hat daraus den Schluß ziehen wollen, daß überhaupt das Auftreten Mirabeaus an jenem Tage gar nicht die entscheidungsvolle Bedeutung gehabt habe, welche die Tradition ihm zuschreibt, daß diese Tradition im wesentlichen nur das Werk geschickt zurechtgemachter und kolportierter Mirabeauscher Legendenbildung sei. Wir vermögen auch in dieser Auffassung nicht eine wahrscheinliche Lösung des Rätsels zu finden; der Vorgang läßt auch eine einfachere Deutung zu.

Es ist als ziemlich sicher zu betrachten, daß auch ohne die von Mirabeau herbeigeführte große theatralische Scene die Ereignisse ungefähr den gleichen Verlauf genommen haben würden. Bei den vorwaltenden heiß erregten Stimmungen war kaum daran zu denken, daß die Deputierten des dritten Standes sich widerstandslos aus der Position würden herausdekretieren lassen, die sie eigenmächtig mit den Beschlüssen vom 17. Juni und mit dem Ballhausschwur genommen hatten; es wäre in ihrem Sinne die Degradation von dem Range der Gesamtvertretung des französischen Volkes zu dem einer dritten Kurie der Reichsstände gewesen. In Voraussicht eines solchen Versuches hatte man schon am Abend vorher im Klub Breton den Beschluß gefaßt, auch einem königlichen Gebot nicht zu weichen. Und nun kam der aufregende Eindruck der Königlichen Sitzung hinzu. Mit dem ganzen, für solche Fälle in der alten Monarchie herkömmlichen Prunk, in den Formen des gebietenden Königtums, das ja in der That noch nicht addiciert hatte und in den bisherigen Beschlüssen des dritten Standes eine legitime Änderung der französischen Verfassung unmöglich anerkennen konnte, trat Ludwig XVI. noch einmal den Reichsständen gegenüber. Die Ansammlung von Truppen auf den Straßen, die Anklänge an die alte verhaßte Form eines königlichen „lit de justice“, wo der Befehl des Königs alleiniges Gesetz war, die ganze gebieterische Haltung der königlichen Ansprachen mit den wiederholten „je veux“, „j'ordonne“ ꝛc. steigerten die gereizte Stimmung und wurden selbst von gemäßigten Männern als übel angebracht mißbilligt. Und dann zuletzt das verhängnisvolle Auftreten des Ceremonienmeisters. Der jugendliche Hofmann verrichtete seinen Auftrag, wie es scheint, durchaus korrekt und etikettenmäßig, ohne jede beabsichtigte Provokation; aber die schon gereizte Empfindlichkeit der Deputierten erblickte in der Sendung dieses ihnen sehr subaltern erscheinenden Hofbeamten eine direkte Beleidigung. In aufwallendem Zorn, ohne seine Worte und ihre Wirkung genau zu wägen, drängte sich Mirabeau vor und warf dem Königsboten seine schneidende Antwort ins Gesicht; er ließ sich fortreißen von dem Pathos der Situation, als Rufer im Streit; aber nicht den König meinte er zu treffen, sondern sein untergeordnetes Instrument und seine verderblichen Ratgeber. Und nun erzielte dieses Impromptu eine vielleicht unerwartete Wirkung: Mirabeau hatte mit einem großen theatralischen Effekt die Antwort der Versammlung formuliert, die in weniger drastischer Form unzweifelhaft auch ohne dies dem Ceremonienmeister zu teil geworden wäre; mit einem Schlage erschien er jetzt als der Wortführer der Versammlung. Und da drängt sich nun der Demagog in den Vordergrund: was er vor allem braucht, ist persönliches Ansehen in dem neuen Parlament, Popularität bei den Massen; dafür ist jetzt ein Hebel gewonnen, und Mirabeau trägt kein Bedenken, ihn für sich in Bewegung zu setzen, so zweideutig auch das Mittel sein mochte. Jene hingeworfenen Zornesworte, wie immer sie gelautet haben mögen, von ihm selbst und von seinen Freunden in der Presse und auf allen anderen Wegen betriebsam verbreitet, sind ihm eine mächtige Förderung auf seiner Bahn geworden. Aber es ist nicht zu bezweifeln, daß sie wirklich gesprochen und von der Mehrheit der Versammlung als Ausdruck ihrer Gesinnung gut geheißen worden sind.

Der Demagog hatte seinen Erfolg dahin; der Politiker Mirabeau aber sah die Ereignisse des 23. Juni doch mit anderen Augen an. Es kam ihm vor allem darauf an, daß die Niederlage der Regierung nicht zugleich eine Demütigung des Königs sein

Digitized by Google

Abb. 55. Ludwig XVI. Nach Coutellier.

dürfe. In dem Entwurf einer Adreſſe der Nationalverſammlung an die Wähler, den er in den nächſten Tagen einbrachte, iſt er aufs eifrigſte bemüht, Öl auf die ſtürmiſch bewegten Wogen der öffentlichen Meinung zu gießen und vor allem die „wahrhaft hochherzigen“ Abſichten des Königs, wie ſie in den von ihm verleſenen Deklarationen enthalten ſeien, ins hellſte Licht zu ſtellen; alle Schuld falle nur auf die falſche, ihm von ſeiner höfiſchen Umgebung eingegebene Form. Mirabeau iſt offenbar der Anſicht geweſen, daß, trotz aller Einwendungen, in den von dem König verkündigten Reformen

Digitized by Google

ein Schatz brauchbarer und wertvoller Gedanken enthalten war, der in seiner Weiterbildung zum Heile des Staates gedeihen konnte; noch im Dezember 1790 kommt er in einer seiner klassischen Denkschriften an den Hof darauf zurück: „wären jene Vorschläge vom 23. Juni 1789 in der richtigen Form der Nation vorgelegt worden, nicht als ein Gebot des Monarchen, sondern als sein Wunsch, so hätte er das Königreich zu seinen Füßen gehabt."

Jedenfalls war mit dem tumultuarischen Ausgang der Königlichen Sitzung ein folgenschwere Entscheidung gefallen. Und sie war mit einem Mindestmaß von Besonnenheit und Überlegung getroffen worden. Wer von diesen Hunderten von Deputierten wäre damals imstande gewesen, die in einer langen Reihe von Artikeln enthaltenen königlichen Reformvorschläge in ihrer Bedeutung und in ihrem Gewicht zu verstehen und zu würdigen nach einer einmaligen Verlesung in einer aufgeregten Versammlung? Sie hätten der Gegenstand eindringlicher ernster Beratungsarbeit werden müssen. Aber sie sind, darf man sagen, unbesehen beiseite geworfen worden; es ist von ihnen nach diesem Tage nicht mehr die Rede gewesen. Und selbst für die Frage der Dreiständeverfassung wäre im weiteren Verlauf der Verhandlungen vielleicht doch noch eine friedliche Lösung zu finden möglich gewesen; es gab Handhaben, mit deren Benutzung man zu einem Kompromiß oder zu erträglichen Übergangszuständen hätte gelangen können; in dem Frankreich, welches sechs Wochen später seinen 4. August erlebte, war eine Rückkehr zu dem alten „Despotismus" in der That wenig zu fürchten.

Die Ansicht des Staatsmannes Mirabeau, wenn er von seiner persönlichen demagogischen Notlage abstrahierte, wird ungefähr in dieser Richtung gelegen haben. Aber auch andere politisch vermögende Köpfe urteilten ähnlich. Der große amerikanische Staatsmann Thomas Jefferson befand sich damals als Gesandter der Union in Paris: „ich war," erzählt er später in seinen Memoiren, „in großer Aufregung; ich stand in nahen Beziehungen zu den patriotischen Häuptern der Versammlung; ich gehörte einem Lande an, das ähnliche Reformbewegungen durchgemacht hatte, und man hatte daher Vertrauen zu mir und befragte mich nach meiner Meinung; ich gab ihnen aufs dringendste den Rat, sofort einen Kompromiß zu suchen, die Zugeständnisse der Regierung sicher zu stellen und von der Zukunft die günstige Gelegenheit zu erwarten, um das noch Fehlende zu ergänzen; sie waren anderer Meinung, und die Thatsachen haben gezeigt, in einem wie beklagenswerten Irrtum sie sich befanden." Und nicht anders als der amerikanische Politiker urteilt als englischer Zeuge der vielgenannte Reisende Arthur Young, einer der besten Kenner des damaligen Frankreich: „wenn die fran-

Abb. 56. Marie Antoinette. Stich von Gabrielli.

Digitized by Google

Abb. 57. Marie Antoinette. Stich von Neidel nach Gratiste.

zösischen Commons," schrieb er am Tag nach der Sitzung, „hartnäckig das ihnen Gebotene zurückweisen, so geben sie wertvolle sichere Güter den Zufällen des Schicksals preis, und die Nachwelt wird ihnen vielleicht fluchen, anstatt ihr Andenken zu segnen, als das von wahren Patrioten, die nur das Glück ihres Vaterlandes im Auge hatten."

An dem wahren Patriotismus jener Versammlung ist nicht zu zweifeln; aber wie weit war ihre Majorität von solchen Gesichtspunkten kluger, mit der Zeit rechnender Mäßigung entfernt! Für die „Principien" gibt es keine Kompromisse, ihr Wesen ist, nach Alleinherrschaft zu streben. Die Nationalversammlung hatte sich das Recht zugesprochen, Frankreich eine von Grund aus neue Verfassung zu geben; die Krone war mit dem Versuch vorgegangen, eine Reform der bestehenden Verfassung einzuleiten — die Machtfrage war gestellt, welche der beiden Potenzen ihren Anspruch zu behaupten vermochte.

Wenige Tage später war die Frage entschieden. Der König beugte sich vor dem gebieterischen Willen der Nationalversammlung; er selbst forderte die noch widerstrebenden Mitglieder des Klerus und des Adels auf, sich mit den Deputierten

Digitized by Google

des dritten Standes zu vereinigen; am 27. Juni, vier Tage nach der Königlichen Sitzung, fand die erste Sitzung der vereinigten Nationalversammlung statt.

Die Niederlage der Regierung war unendlich beschämend. Ludwig XVI. nahm sie mit gelassenem Gleichmut hin; aber das letzte Wort, mochte er meinen, sei noch nicht gesprochen, und einflußreiche Elemente an seiner Seite waren der Meinung, daß es die höchste Zeit sei, es auszusprechen. Die Vorgänge der nächsten Wochen in den inneren Kreisen des Hofes von Versailles entziehen sich leider zum größten Teil unserer genauen Kenntnis. Jedenfalls erinnerte man sich, daß in all diesen Wirren ein wichtiges Element noch nicht mitgesprochen hatte, die Armee; die Möglichkeit eines bewaffneten Staatsstreichs zur Aufrechterhaltung der königlichen Autorität ist, wie es scheint, ins Auge gefaßt worden, und wenn der König persönlich der Anwendung von Gewalt abgeneigt war und eine militärische Demonstration für genügend erachtete, so ging die Entschlossenheit seines Bruders, des Grafen von Artois, und anderer Häupter der Hofpartei wohl auch weiter. Es erfolgte die Heranziehung starker Truppenmassen aus den Provinzen in die Nähe der Hauptstadt. Wenn man die Revolution mit bewaffneter Hand überwältigen wollte, so mußte es in Paris geschehen, wo bittere Hungersnot bei den unteren Klassen, wüste Straßendemagogie und aufrichtige revolutionäre Leidenschaft, das Zuströmen ungezählter proletarischer Massen und die meuterische Gesinnung der dort stehenden Truppen bereits einen Zustand vollendeter Anarchie geschaffen hatten.

Welches immer die letzten Gedanken bei diesen Vorbereitungen gewesen sein mögen — auch an die Verlegung der Nationalversammlung in eine entfernte Provinzialstadt, Soissons oder Noyon, scheint gedacht worden zu sein — ihr Erfolg war der glänzendste Sieg der Revolution. Auf die Entlassung des populären Ministers Necker, auf die Einsetzung eines neuen Ministeriums von Aktionsmännern am 11. Juli folgte am nächsten Tage die Erhebung und Bewaffnung von Paris, und — die militärische Rüstung der Regierung versagte den Dienst. Meuterei und offener Abfall der Truppen konstatierten die Thatsache, daß der König seiner Hauptstadt nicht Herr war und daß die Armee ihn dazu zu machen nicht imstande und gewillt war, daß in der neugebildeten Nationalgarde das bewaffnete Bürgertum die militärische Herrschaft in der Hauptstadt an sich gerissen hatte, daß die Staatsgewalt teils in die Hände neuentstandener Mächte übergegangen war, teils durch die wildeste Anarchie usurpiert wurde.

Am 14. Juli wurde die Bastille erstürmt. Eine billige Heldenthat gegen eine verteidigungsunfähige Feste, die in der That schon längst keine mehr war, gegen ein verhaßtes Bollwerk des Despotismus, welches jetzt nur noch die Sünden vergangener Zeiten repräsentierte. Ein großes historisches Ereignis nur durch die Macht der Symbolik und der Legende; erschütternd, befreiend, begeisternd, fanatisierend wie ein Erlösungsakt für die gesamte Menschheit, ergriff die That des Bastillesturmes die Gemüter der Zeitgenossen wie nichts zuvor in dem weitesten Umfang der ganzen civilisierten Welt. Für den Fortgang der Ereignisse in Frankreich bedeutete der Tag den vollendeten Zusammenbruch der alten Gewalten. Ludwig XVI. beugte sich vor dem hauptstädtischen Sturm und vor den Protesten der Nationalversammlung; das alte Ministerium, Necker an der Spitze, kehrte zurück; die Truppen wurden zurückgezogen. Der König erschien persönlich, ohne Gefolge, nur von seinen beiden Brüdern begleitet, in der Nationalversammlung, die er zum erstenmal offiziell mit diesem Titel benannte; er sprach versöhnliche Worte von gegenseitigem Vertrauen und gemeinsamer Arbeit für das Wohl des Staates, und der enthusiastische Applaus, der ihm mit plötzlichem Umschlag der Stimmungen dargebracht wurde, mochte ihm die Demütigung erträglicher machen. Zwei Tage darauf (17. Juli) fuhr er, von einer Anzahl populärer Deputierter geleitet, nach Paris, und von dem Balkon des Stadthauses herab fand eine ähnliche Versöhnungsscene statt; inzwischen war der bisherige Präsident der Nationalversammlung Bailly zum Maire von Paris, General Lafayette zum Kommandanten der Nationalgarde proklamiert worden. Zu gleicher Zeit waren Graf Artois, der Prinz Condé und andere bei der Staatsstreichmißgeburt

Digitized by Google

kompromittierte politische und militärische Häupter auf dem Wege ins Ausland. Die Emigration beginnt, die Revolution hat freie Bahn; der Bastillesturm und die Pariser Mordthaten der nächsten Tage wurden das Signal zu den blutigen Greuelthaten, die nun widerstandslos durch alle Provinzen zu toben begannen.

XII.

Mirabeau hatte im Beginn dieser ereignisreichen Julitage in der vordersten Reihe der Kämpfer gegen den erwarteten militärischen Staatsstreich gestanden. Er

Abb. 58. Vor dem Palais der Tuilerien. Stich von J. Rigaud.

erblickte in diesem Versuch einen schweren Mißgriff des von seiner höfischen Umgebung übel beratenen Königs und sah richtig voraus, wie gefährlich es war, unter den jetzigen Umständen die aus den Provinzen herbeigezogenen Truppen der fascinierenden Wirkung des heißen Atems der Hauptstadt auszusetzen. Auf seinen Antrag wurde schon am 8. Juli eine abmahnende Adresse der Nationalversammlung an den König beschlossen; Mirabeau wurde mit der Abfassung derselben beauftragt und war Mitglied der Deputation, welche sie dem König überbrachte. Das oratorische Meisterstück, angeblich mit Hilfe seines litterarischen Adjutanten Dumont ausgearbeitet, blieb wirkungslos, ebenso wie alle weiteren Versuche der Nationalversammlung; es war bei einer dieser Verhandlungen, wo Ludwig XVI., wie ein Augenzeuge erzählt, während der ganzen Audienz unablässig Mirabeau fixierte — es war, als ob er die Augen von dem unheimlich mächtigen Antlitz des Verhaßten nicht abwenden könnte oder als ob er das Rätsel seiner innersten Gedanken ergründen wollte.

Mitten in dieser sturmbewegten Zeit aber verschwand Mirabeau für einige Tage vom Schauplatz. Er wurde an das Sterbebett seines Vaters nach Argenteuil berufen. Der alte „Menschenfreund" war dem mächtigen Naturell seines Sohnes gegenüber bis zuletzt nicht über ein Gemisch von Anerkennung und Mißtrauen hinweggekommen: „er wird," schrieb er noch wenige Wochen vor seinem Tode, „Anhänger finden, vielleicht selbst Bewunderer, aber niemals einen, der sich völlig auf ihn verläßt." Freilich täuschte auch er die Hoffnung des Sohnes auf eine bessere Gestaltung seiner finanziellen Verhältnisse; der alte Reformer starb mit völlig zerrütteten Finanzen, und Mirabeau blieb nach wie vor in der drückendsten Geldnot.

Eines aber hatte er jetzt doch schon erreicht. In der Nationalversammlung hatte er sich durchgesetzt; eine Kapazität dieser Art, einen Redner von dieser Gewalt konnte man anfechten, aber nicht, wie anfänglich versucht, beiseite schieben. Und, was ihm jetzt noch schwerer wog, er begann eine populäre Persönlichkeit bei den Massen zu werden. Als er nach dem Begräbnis seines

Digitized by Google

Vaters zum erstenmal in Paris auf dem Bastilleplatz erschien, um das Werk des 14. Juli in Augenschein zu nehmen, umringten die anwesenden Volkshaufen seinen Wagen, überhäuften ihn mit Blumen und Gedichten und warfen ihm Bücher und allerlei Handschriften zu, Beutestücke aus der geplünderten Bastille. Seit dem 23. Juni galt er in diesen Kreisen als der glänzendste Vertreter der populären Interessen, und Mirabeau verfehlte nicht, diese Gunst des Volkes von Paris eifrig zu kultivieren, auch wohl mit manchem demagogischen Gesinnungsopfer. Er erschien häufig in den Pariser Distriktsversammlungen und Klubs, scheute sich nicht, mit Radikalen vom Schlage Robespierres und Camille Desmoulins Verbindungen anzuknüpfen, und in der Presse wie auf der Tribüne ließ er dem revolutionären Pathos freiesten Lauf.

In all diesem oft widerspruchsvoll erscheinenden Thun ist doch System und Zusammenhang. Mag den redefrohen Sohn der Provence der Reiz der tönenden Phrase auch nicht selten auf Abwege fortreißen, so steht ihm doch sein Ziel in den allgemeinen Umrissen fest vor Augen. Demagogie um ihrer selbst willen hat er nie getrieben; sie ist ihm das Mittel, um Macht und Ansehen zu erlangen, zunächst in der Nationalversammlung und bei den Massen, aber um von da aus weiterschreitend Einfluß zu gewinnen an der entscheidenden Stelle, bei der Regierung, wenn es sein kann, bei dem Hofe. Er hat den Ehrgeiz und er ist sich der staatsmännischen Fähigkeit bewußt, um an der Führung der Regierungsgeschäfte, die er jetzt in so unfähigen Händen sah, entscheidenden Anteil zu nehmen. Er hat in dieser Zeit wohl den Wunsch gehegt, Maire von Paris zu werden; das wäre ein Amt gewesen, das, richtig geführt, ihn notwendig in einflußreiche Beziehungen zur Regierung hätte bringen müssen; aber durch die größere Volksgunst wurde es Bailly übertragen, der nichts damit anzufangen wußte. Vorübergehend scheint Mirabeau selbst daran gedacht zu haben, in nähere Verbindung mit dem Herzog Philipp von Orleans, dem späteren „Philipp Egalité", zu treten, dem intriganten zweideutigen Schwächling, dem im Fortgang der Revolution vielleicht eine bedeutende Rolle zufallen konnte; aber er erkannte bald seine Nichtigkeit und wandte sich von ihm ab: „nicht zu meinem Kammerdiener möchte ich den Mann haben," sagte er bei einer späteren Gelegenheit von ihm — was freilich nicht ausschloß, daß die politische Taktik ihn gelegentlich auch wieder dem prinzlichen Demagogen im Palais Royal näher führte.

Die aufrichtigste politische Freundschaft aber verband ihn von jetzt an mit dem Grafen La Marck. Er hat sich nicht gescheut, von dem reichen Freunde regelmäßige Geldunterstützung anzunehmen, die dieser ihm selbst entgegenbrachte, um dem von Schulden Gequälten und doch immer auf großem Fuße Lebenden und Genießenden die Arme freizumachen für seine öffentliche Thätigkeit. La Marck hatte die größte Meinung von den politischen Einsichten Mirabeaus: „Redetalente gibt es viele in der Versammlung, aber wo es gilt zu denken, kommt keiner ihm gleich." Und keinem hat Mirabeau den innersten Kern seiner Gedanken so enthüllt wie ihm. Er ließ ihn erkennen, daß seine demagogische „Feuerbrandspolitik" doch nur Außenseite war, nur Mittel zum Zweck; der am Hofe angesehene Freund sollte ihm die Brücke schlagen in die Kreise der Regierung, zu dem Vertrauen des Königs und der Königin, und dann erst wird sich offenbaren, daß die richtige Stelle für ihn nicht in der Opposition, sondern in der Sphäre der Regierung ist. So war die Meinung der beiden Freunde; aber es bedurfte noch schwerer Erfahrungen, ehe man sich an der entscheidenden Stelle — und dann zu spät — zu den Experiment entschloß; als La Marck zum erstenmal der Königin Andeutungen darüber machte, daß es geraten sein würde, die Talente des einflußreichen Tribunen für den Dienst der Regierung zu gewinnen, erfuhr er die schroffste Abweisung: „so tief," erwiderte Marie Antoinette, „werden wir hoffentlich nie sinken, daß wir die Hilfe Mirabeaus anrufen müßten."

Inzwischen hatte die Nationalversammlung die große Aufgabe der Verfassung in Angriff genommen.

Mirabeau gehörte nicht zu dem aus acht Mitgliedern bestehenden Verfassungsausschuß, der die Beratungen vorzubereiten hatte; aber vom ersten Beginn an warf

Digitized by Google

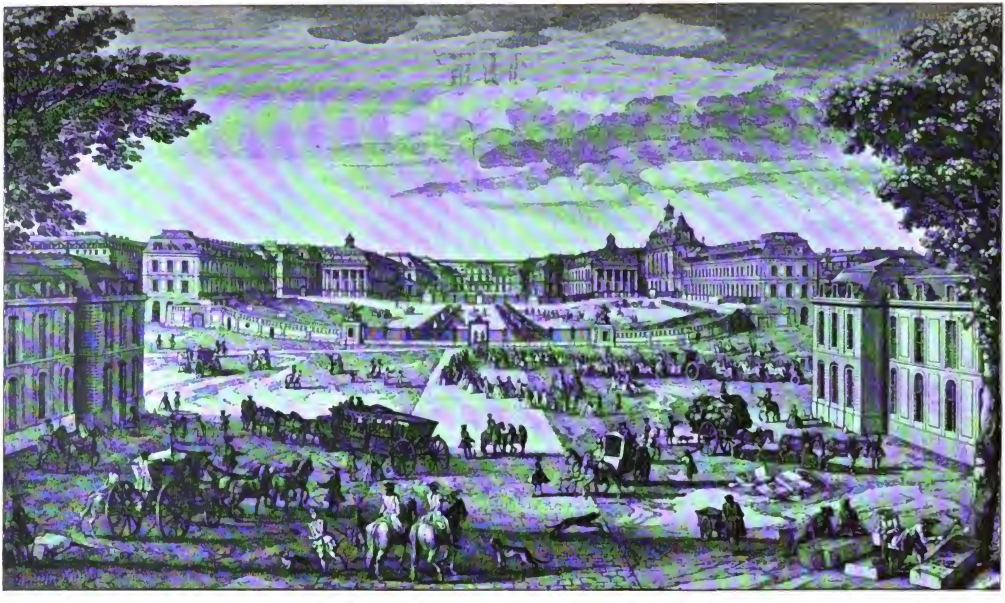


Abb. 59. Das Schloß zu Versailles. Stich von J. Rigaud.

Digitized by Google

Abb. 60. Im Hofe von Fontainebleau. Stich von Rigaud.

er sich in diese Verhandlungen mit dem vollen Gefühl und mit dem nicht verhehlten Anspruch, daß er sich jetzt auf dem Gebiet seiner eigentlichen Domäne befinde. Unermeßlich ist die Zahl seiner Reden; bei fast allen Debatten von Belang ist er zur Stelle, von den großen konstitutionellen Kapitalfragen bis zu dem Detail der geschäftlichen Ausführungen und Einzelfragen. Er weiß sich in den Vordergrund zu stellen; er will gehört werden, und er wird gehört, heute mit Stürmen des Beifalles, morgen mit ebenso stürmischem Widerspruch, aber immer mit gespannter Aufmerksamkeit; eine Rede Mirabeaus ist immer in gewissem Sinne ein Ereignis, für viele freilich auch nur eine Sensation. Auch jetzt noch der Wechsel der Rollen: heute der demagogische Volksredner, berauscht von dem Zauber der eigenen Worte und von dem Beifall der Galerien, morgen der strenge staatsmännische Denker, der, um den Beifall der Menge unbekümmert, bald nach rechts, bald nach links mit mächtigen Keulenschlägen sich verteidigt. Und die letztere Rolle doch je länger je mehr die häufiger ergriffene; bisweilen muten seine Reden an wie Kandidatenreden, womit er seine Befähigung für die erstrebte höhere Thätigkeit an anderer Stelle zu erweisen sucht. Hintergedanken darf man immer bei ihm suchen, bald in der einen, bald in der anderen Richtung; leidenschaftliches Pathos und kluge Berechnung liegen in seiner Seele dicht nebeneinander.

Auf alle Zeitgenossen, die ihn hörten, hat die Beredsamkeit Mirabeaus einen unauslöschlichen Eindruck gemacht. Es wirkte alles bei ihm zusammen; selbst seine imposante Häßlichkeit war, wie er selbst einmal sagt, eine Macht auf der Tribüne, „und wenn ich meine fürchterliche Mähne schüttele, wagt niemand mich zu unterbrechen.“ Alle Nuancen des Mienenspieles und der Gestikulation standen ihm zu Gebote; er konnte um seine unförmigen Lippen das anmutigste Lächeln spielen lassen, und dann wieder leuchtet ihm das Antlitz wie eine mit Blitzen geladene Wetterwolke; und dazu der Zauber eines mächtigen, jeder Modulation fähigen Organs, welches mit dröhnenden Donnerlauten die Hörer zu erschüttern und dann wieder mit melodischer „Silberstimme“ sie zu bestricken vermochte.

Wie seltsam aber berührt es uns Neuere, wenn wir erfahren, daß alle diese Wirkungen erreicht wurden nicht durch einen Vortrag in freier Rede, sondern durch Verlesung eines vorher sorgsam ausgearbeiteten Manuskriptes. Das war der allgemeine Brauch in jenen Anfängen des festländischen Parlamentarismus; die große Parlamentsrede ist in der Regel ein schriftliches Elaborat, das der Redner fertig in die Sitzung mitbringt und verliest, ähnlich wie es bei den Gerichtsreden vor den alten Parlamentshöfen der Fall war, und von dort her mag wohl diese Übung auf die Anfänge der politischen Beredsamkeit in der Nationalversammlung sich übertragen haben.

Digitized by Google

Man versteht den Charakter der damaligen parlamentarischen Verhandlungen, das Überwiegen des oratorischen Elementes, das Fehlen einer eigentlichen belebten Debatte, das mangelnde Ineinandergreifen der einzelnen Reden nur, wenn man sich dieses Verhältnisses bewußt ist, wonach die geschriebenen und verlesenen Reden das Fundament jeder Sitzung, wenigstens bei allen wichtigeren Verhandlungen, bildeten. Natürlich fehlte es auch nicht an extemporierten Reden; von einigen Deputierten, wie namentlich von Cazalès und Barnave, wurde es als besondere Bravour gerühmt, daß sie ihre Reden aus dem Stegreif zu halten pflegten; doch galt dies als Ausnahme. Mirabeau vermied, wie es scheint, das Sprechen ohne schriftliche Vorbereitung und fühlte sich darin nicht ganz sicher; doch hat er gerade auch einige seiner rednerischen Haupttriumphe durch frei gehaltene Reden gewonnen; galt es einen persönlichen Angriff zu parieren, so gelangen ihm oft die schlagfertigsten Improvisationen.

Es kommt bei ihm noch ein besonderer Umstand hinzu. Wir haben früher, bei Besprechung seiner litterarischen Arbeiten, den kritischen Punkt der weitgehenden Benutzung fremder Arbeit oder Hilfsarbeit berührt. Jetzt, bei seiner parlamentarischen Thätigkeit, machen wir eine ähnliche Beobachtung. Mirabeau war von einem ganzen Bureau politischer Hilfsarbeiter umgeben, die er in ausgiebigster Weise benutzte. Ein großer Teil der Reden, die er in der Versammlung hielt, ist zweifellos von ihnen materiell und formell teils vorbereitet, teils völlig ausgearbeitet worden; auch die Redaktion des „Courrier de Provence“ lag jetzt größtenteils in ihren Händen. Es sind das jene Dumont und Duroveray, Pellenc, Claviere, Reybaz u. a., deren Thätigkeit man zum Teil erst neuerdings näher kennen gelernt hat und deren Wichtigkeit vielleicht etwas überschätzt wird. Es hat an sich nichts Auffallendes, daß Mirabeau bei seiner fieberhaft angestrengten, die verschiedenartigsten Gebiete umspannenden Thätigkeit fremde Hilfe in Anspruch nehmen mußte; auch ein Minister (den Vergleich natürlich mit Vorbehalt angewandt) stützt sich in seinen Kammerreden wohl oft auf die ihm von seinen Räten gelieferten Vorarbeiten; Niebuhr spricht sogar einmal aus, man könne aus diesem Verhältnis Mirabeaus zu seinen Hilfsarbeitern erkennen, „was er als Minister gewesen sein würde“. Bei der Verteilung der geistigen Eigentumsansprüche kommt es in dem Fall Mirabeaus doch auch sehr auf das Moment der geistigen Direktive und Inspiration an, neben dem der materiellen Ausarbeitung und Stilisierung; die erstere wird in der Regel gewiß ihm angehört haben, an der letzteren hatte er doch wohl auch meistens einen erheblichen Anteil, und schließlich war er es, der aus dem geschriebenen Aufsatz durch seinen Vortrag eine wirkungsvolle Rede machte. Mirabeau behandelte Verhältnisse dieser Art mit einer gewissen

Abb. 61. Das königliche Schloß von Vincennes. Stich von J. Rigaud.

Digitized by Google

Naivität, die man unehrlich gefunden hat und die man vielleicht auch vornehm oder, wenn man will, hochmütig finden kann; er war und fühlte sich so reich, so überlegen und geistig beherrschend, daß solche Anleihen bei den sachlichen Kenntnissen und den formalen Talenten jener Männer, die sich ihm angeschlossen, sein Selbstbewußtsein nicht beirren konnten; er fühlte sich ihnen gegenüber doch als die Eins vor Nullen. Im Grunde hat schon Goethe in einem seiner Gespräche mit Eckermann (17. Februar 1832) das entscheidende Wort über dieses Verhältnis gesprochen: „Es ist im Grunde alles Thorheit, ob einer etwas aus sich habe, oder ob er es von anderen habe; ob einer durch sich wirke, oder ob er durch andere wirke: die Hauptsache ist, daß man ein großes Wollen habe und Geschick und Beharrlichkeit besitze, es auszuführen, alles übrige ist gleichgültig. Mirabeau hatte daher vollkommen recht, wenn er sich der äußeren Welt und ihrer Kräfte bediente wie er konnte. Er besaß die Gabe, das Talent zu unterscheiden, und das Talent fühlte sich von dem Dämon seiner gewaltigen Natur angezogen, so daß es sich ihm und seiner Leitung völlig hingab. So war er von einer Masse ausgezeichneter Kräfte umgeben, die er mit seinem Feuer durchdrang und zu seinen höheren Zwecken in Thätigkeit setzte. Und eben daß er es verstand, mit anderen und durch andere zu wirken, das war sein Genie, das war seine Originalität, das war seine Größe."

Und diese Dumont und Genossen, gescheite und tüchtige Männer, aber ebenso wie ihr Chef ohne eine rechte sichere Stellung im Leben, werden bei der Verbindung mit Mirabeau auch ihre Rechnung gefunden oder wenigstens gesucht haben. Man wird ihnen nicht zu nahe treten, wenn man annimmt, daß sie ihren Einsatz auf die Nummer Mirabeau setzten, auf Grund gleicher oder verwandter politischer Überzeugungen, aber doch auch mit der Hoffnung, daß diese Nummer dereinst einmal mit einem großen Gewinn herauskommen werde, der dann auch ihnen zu gute kommen könne. Diese Hoffnung auf eine große politische Zukunft ihres Führers erfüllte sich nicht; besonders Dumont aber hat nachmals in seinen keineswegs immer ganz zuverlässigen „Souvenirs sur Mirabeau" dafür gesorgt, daß sein eigenes Licht trotzdem nicht unter dem Scheffel blieb.

An einer der entscheidungsvollsten Aktionen der Nationalversammlung im Sommer 1789 war Mirabeau unbeteiligt. Er war in Familienangelegenheiten abwesend, als in der berühmten Nachtsitzung vom 4. August der Sturm freiwilliger Verzichterklärungen von Adel und Klerus, Provinzen und Städten auf ihre Privilegien im Verlauf weniger Stunden das schon längst schadhafte Gebäude der alten feudalen Gesellschaftsordnung in Trümmer legte und das neue gleichheitliche Frankreich zu gründen unternahm. Mirabeau konnte prinzipiell dem Inhalt dieser Beschlüsse nur zustimmen; aber die andere Frage war, ob es heilvoll war, mit einem so summarischen Verfahren die schwierigsten und kompliziertesten Probleme lösen zu wollen, die auch eine völlige Vermögensrevolution in sich schlossen, und dies zu thun in einem Zeitpunkt, wo man damit der wilden Anarchie recht zu geben schien, die eben jetzt in dem größten Teil von Frankreich den Vernichtungskrieg gegen alle Besitzenden führte. Es wird Mirabeau nicht unwillkommen gewesen sein, daß er der „Orgie" des 4. August fern geblieben war; seine offizielle Huldigung durfte er dem enthusiastischen Vorgang nicht versagen, aber daß er ihn für eine „Übereilung" hielt, verhehlte er nicht: „einen ganzen Monat haben sie sich über Silben gestritten, und nun werfen sie in einer Nacht die ganze alte Ordnung der Monarchie über den Haufen." Und dem Abbé Sieyes, der, in diesem Punkte wenig konsequent, sich gegen die gleichfalls beschlossene Aufhebung des kirchlichen Zehnten sträubte, erwiderte er spöttisch: „Sie haben den Stier entfesselt, und nun beklagen Sie sich darüber, daß er stößt."

Auch in der Frage der „Deklaration der Menschenrechte", die dem eigentlichen Verfassungswerk vorangeschickt werden sollte, theilte Mirabeau nicht die Meinung der Majorität. Der Antrag war von Lafayette gestellt worden und war bei ihm eine unklare Reminiscenz aus der Zeit seines Feldzugs in Nordamerika und seiner Beziehungen zu Washington; aber zugleich entsprach die Idee einer programmatischen Fixierung der allgemeinen Rechte des

Digitized by Google

Menschentums mit unwiderstehlichem Zwang dem Zuge des Zeitalters zu tönenden, allumfassenden Gemeinplätzen und der egalitären Tendenz der Revolution. Denn eine Forderung vor allem der „Gleichheit", nicht der Freiheit sind die Menschenrechte, wie man sie jetzt in Frankreich verstand, wie sie schon längst in der Litteratur eine Rolle gespielt hatten, wie sie auch in manchen Cahiers als unentbehrlicher Bestandteil der künftigen Verfassung bezeichnet worden waren. Zahlreiche Entwürfe einer solchen Kodifikation des Selbstverständlichen sind damals entstanden. Auch Mirabeau konnte sich dem Auftrag der Nationalversammlung nicht entziehen und arbeitete an der Spitze einer dazu ernannten Kommission ein Projekt aus, an dessen Wert er selbst nicht recht glaubte und das in der Versammlung von allen Seiten her lebhaft angegriffen wurde. Seine eigentliche Meinung gab er in der folgenden Debatte kund, und sie ging, in Übereinstimmung mit einem Antrag Mouniers, mit Entschiedenheit dahin, daß eine Deklaration der Menschenrechte zweckmäßig überhaupt erst aufgestellt werden könne nach Vollendung der ganzen konkreten Verfassungsarbeit, wofern man sich nicht in die verderblichsten Widersprüche verwickeln wolle. Aber bei der großen Popularität des Gedankens und seines Hauptvertreters Lafayette war an die Gewährung eines Aufschubs nicht zu denken.

Abb. 62. Die große Fassade des alten Louvre. Stich von J. Rigaud.

Mirabeau unterlag, und lange Wochen verbrachte das Plenum der Nationalversammlung mit der Redaktion jener siebzehn in feierlichem Monumentalstil gehaltenen Artikel, die mit ihren abstrakten Forderungen und ihren klangvollen Gemeinplatzwahrheiten tönend in der Luft schwebten, während von dem großen Unbekannten, worauf alles ankam, von der Verfassung selbst, noch keine Umrißlinie feststand: „die unnütze Vorrede zu einem notwendigen Buch," sagte der geistreiche Spötter Rivarol. „Ich erinnere mich," erzählt Dumont in seinen Erinnerungen, „dieser wochenlangen Diskussionen als einer Zeit tödlicher Langweile: eitler Streit um Worte, metaphysischer Plunder, endloses Geschwätz; die Versammlung hatte sich in eine Schulstube der Sorbonne verwandelt, wo alle Gesetzgebungslehrlinge ihre Übungen an diesen Kindereien anstellten."

Wichtigeren Entscheidungen galt es, als man endlich zu dem Verfassungswerk selbst schritt. Es ist hier nicht zu erörtern, ob der Gedanke, in einer den französischen Verhältnissen angepaßten Imitation der englischen Verfassung das Wort des Rätsels zu finden, ausführbar und heilvoll gewesen sein würde. Die Männer des konstitutionellen Liberalismus aus der Schule Montesquieus, wie Lally-Tollendal, Mounier, Malouet, welche an der Spitze des offiziellen Verfassungsausschusses standen, gingen von dieser Ansicht aus, und das

Digitized by Google

Projekt, welches sie der Versammlung vorlegten, versuchte es, jene Übertragung zu bewerkstelligen. Da war es denn nicht schwer, die allgemeine Übereinstimmung zu konstatieren über den abstrakten, so leicht mißverständlichen Lieblingssatz von der strengen Trennung der drei Gewalten im Staate. Aber gleich über die erste praktische Frage, die Zusammensetzung der Volksvertretung, die Entscheidung über Ein- oder Zweikammersystem brach der Zwiespalt aus. Der Vorschlag der Kommission, nach dem englischen Vorbild die künftige gesetzgebende Versammlung in ein Ober- und Unterhaus zu teilen und mit der Einrichtung eines Oberhauses oder Senates das in England so bewährte retardierende und kontrolierende Element in die Verfassung aufzunehmen, schien eine Zeit lang Aussicht auf Annahme zu haben; im Grunde, muß man sagen, wäre damit gleich im Beginn eine grelle Inkonsequenz gegenüber dem Geist der eben beschlossenen „Menschenrechte“ und der allein seligmachenden „égalité“ sanktioniert worden. Das Resultat war, nach heftigen Kämpfen und wohl auch zum Teil infolge des von der radikalen Volksmeinung geübten Terrorismus, die Ablehnung der Vorlage: die gesetzgebende Körperschaft soll nur eine einzige sein. Mirabeau zeigte bei diesen Verhandlungen eine nicht recht klar verständliche Haltung; zu den eifrigen Bewunderern der englischen Verfassung hatte er nie gehört, und so hat er auch hier schließlich sich für das Einkammersystem ausgesprochen.

Wenn aber auf diese Weise das mäßigende Element einer Ersten Kammer wegfiel, so hielt es Mirabeau für um so unerläßlicher, daß gegenüber den umfassenden Befugnissen eines einheitlichen Reichsparlaments der monarchische Gedanke um so energischer zum Ausdruck gebracht werde durch eine scharfe Fassung des königlichen Sanktionsrechtes: der König erhebt die Beschlüsse der Legislative durch seine Sanktion zum Gesetz, aber er kann seine Zustimmung auch versagen; er kann nicht gezwungen werden, als Haupt der Exekutive Gesetze auszuführen, denen er nicht zustimmt; er muß das Recht haben, gegen Beschlüsse, die er mißbilligt, sein absolutes Veto einzulegen, und die Verfassung wird im übrigen, mit Ministerverantwortlichkeit, mit dem Recht der Steuerverweigerung u. a., genügende Garantien gegen einen Mißbrauch des Veto bieten. Mirabeau hatte schon früher bei anderem Anlaß sich nachdrücklich für die Unentbehrlichkeit des Veto, als Gegengewicht für die befürchtete Allmacht eines unberechenbaren Parlamentes, ausgesprochen; als jetzt, im September 1789, die Frage auf die Tagesordnung kam, trat er als entschiedener Vorkämpfer für dieses im monarchischen Staat notwendige Stück der königlichen Prärogative auf den Plan.

Gerade in dieser Vetofrage aber, so wenig gemeinverständlich sie sein mochte, zeigte es sich zum erstenmal in drastischer Weise, daß neben den Deputierten in Versailles noch eine andere Macht sich anschickte, ihre Meinung in den Verfassungsfragen gebieterisch zur Geltung zu bringen. Die Angelegenheit des königlichen „Veto“ wurde, teils von selbst, teils durch systematische Bearbeitung der Massen, zum Gegenstand der leidenschaftlichsten populären Agitation. Bis in die untersten Kreise der Pariser Bevölkerung wurde in den Volksversammlungen im Palais Royal und von den Rednern der Straßenecken und der Klubs der Schrecken verbreitet vor dem ungeheuerlichen Attentat gegen die Freiheit, welches sich unter diesem unheimlichen, unverständlichen Fremdwort berge; seit der Zerstörung der Bastille war in Paris nichts so gehaßt worden, wie jetzt das Veto — ein Truggespenst, dem man wohl das Antlitz der verhaßten Königin aufsetzte, und dessen Zulassung gleichbedeutend sei mit Hungersnot, Gegenrevolution, Aristokratensieg und jeder Art von Elend und Gewaltherrschaft. Das Ende war, daß, von der das Äußerste drohenden Erregung der Massen geschreckt, die Regierung selbst den Mut verlor und das Zeichen zur Fahnenflucht gab. Der Minister Necker gedachte nicht um dieser Frage willen seine Popularität aufs Spiel zu setzen, auch Lafayette fürchtete für die seinige, die er für eine dem Staat notwendige Macht hielt; so kamen sie auf das Auskunftsmittel des „Suspensivveto“: die Verweigerung der königlichen Sanktion hindert das Zustandekommen eines von der Nationalversammlung beschlossenen Gesetzes nur für die Dauer von zwei Legislaturperioden, nach diesem Zeitraum erlischt für diesen Fall das Vetorecht der Krone. Die feige Ausflucht wurde, trotz der verzweifelten

Digitized by Google

Abb. 63. Marie Antoinette mit ihren Kindern. Gemälde von Mme. Vigée Le Brun im Muſeum zu Verſailles. (Nach einem Kohledruck von Braun, Clément & Cie. in Dornach i. E., Paris und New-York.)

Anſtrengungen Mouniers und ſeiner Geſinnungsgenoſſen, von der Majorität der Nationalverſammlung zum Beſchluß erhoben (11. September); „die franzöſiſche Monarchie,“ ſagt ein zeitgenöſſiſcher Royaliſt, „iſt zur Demokratie, mit einer Krone im Wappenſchild, geworden.“ Mirabeau mochte ſich zeitweilig mit dem Gedanken tröſten, den er in dieſer Zeit einmal in einem Briefe an ſeinen Oheim, den Malteſerbailli, ausſpricht: „wenn vieles jetzt unvollkommen und ſchlecht iſt, ſo kann eine andere Legislatur Abhilfe ſchaffen; iſt es notwendig, rückwärts zu lenken, ſo kann auch dies

Digitized by Google

künftig geschehen, wenn wir wieder auf ebenem Wege und nicht am Rande von Abgründen dahinfahren; in friedlicher Zeit ist vieles möglich, was in Zeiten des Kampfes und der Anarchie unmöglich ist." Das mochte zur Beruhigung des wackeren Malteſers gesagt sein; gegen den Grafen La Marck sprach er sich um so verzweiflungsvoller aus: „ich halte," sagte er ihm in einem aufgeregten Moment, „alles für verloren, der König und die Königin werden ums Leben kommen, Sie werden sehen, der Pöbel wird ihre Leichen peitschen."

Zu allem anderen kam jetzt die unerträgliche Steigerung der Finanznot. In einem Lande, wo seit Monaten fast alle Steuerzahlung thatsächlich eingestellt war, würde auch ein anderer Minister als Necker ratlos der allgemeinen Leere der Kassen gegenübergestanden haben; schon im August hatte er bei der Nationalversammlung die Zustimmung zu einem Anlehen von dreißig Millionen nachgesucht; sie war ihm gewährt worden, aber mit dem wenig lockenden, niedrigen Zinsfuß von $4^1/_2$ Prozent; das Resultat war das völlige Scheitern der Anleihe gewesen, statt dreißig wurden kaum $2^1/_2$ Millionen gezeichnet. Die Not wuchs, der Bankrott rückte immer näher; eine neue Anleihe von achtzig Millionen, die einige Wochen darauf unter günstigeren Bedingungen dem Minister gewährt wurde, hatte abermals ungenügenden Erfolg. Necker sah alle seine Hilfsmittel erschöpft, alle seine alten Künste schlugen nicht mehr an. Am 24. September erschien er von neuem vor der Nationalversammlung. Er war völlig ratlos: das Mittel der Anleihen versagte, Ersparnisse wurden in Aussicht gestellt, konnten aber für die Not des Augenblickes nichts helfen; freiwillige Geldopfer der Vermögenden mochten einige Lücken ausfüllen, und schon machte der König den Anfang, indem er Gold- und Silbergerät in die Münze schickte — aber Rettung vor dem drohenden Bankrott kann nur eine ganz außerordentliche Maßregel bringen: der Minister forderte eine einmalige allgemeine Einkommensteuer von 25 Prozent von den Jahreseinkünften aller Franzosen, die ein Einkommen bis zu einer gewissen Höhe besaßen.

Im Grunde war diese Forderung nichts wesentlich anderes als eine Bankrotterklärung; jedenfalls bedeutete sie den vollkommenen Bankrott der finanzmännischen Größe Neckers. Man kann denken, daß Mirabeau mit einer gewissen Schadenfreude die peinlichen Verlegenheiten seines alten Gegners beobachtete, den er immer für eine überschätzte Mittelmäßigkeit gehalten hatte, und an dessen Stelle in das Ministerium einzutreten das Ziel seines Ehrgeizes war. Aber jetzt trat er mit der ganzen Macht seiner Beredsamkeit für ihn ein: eine augenblickliche Hilfe ist nötig, um das Schlimmste zu verhüten; der von dem Finanzminister vorgelegte Plan kann diese Hilfe bringen; die Nationalversammlung kann weder einen anderen Plan aufstellen, da sie nicht die dazu erforderlichen Materialien hat, noch kann sie den des Ministers eingehend prüfen, was eine Arbeit von Monaten wäre; man muß dem Minister Vertrauen schenken und seine Vorschläge sofort und ungeprüft annehmen; die Nationalversammlung übernimmt damit keine Garantie für das Gelingen, sie überträgt Necker vertrauensvoll eine Art von provisorischer Diktatur in dieser Angelegenheit. Mirabeau hat in den erregten Debatten über diese Frage drei große Reden gehalten; als er zum drittenmal das Wort ergriff — diesmal in freier, vom Moment eingegebener Rede — erlebte er einen seiner größten rednerischen Triumphe. Es waren nicht eigentlich neue Materialien und Gedanken, die er bot, aber besonders seine drastische Schilderung der Schreckniſſe des nahenden Bankrotts machte den tiefſten Eindruck: „wer diese Rede gehört hat", berichtet Dumont, „wird sie nie vergessen; sie rief alle Empfindungen des Schreckens wach; es war, als ob ein verschlingender Abgrund sich vor den Augen öffnete und als ob man die Weherufe der hinuntergezogenen Opfer hörte; von diesem Tage an hatte Mirabeau als Redner keinen Rival mehr in der Versammlung." Der Erfolg war durchschlagend, bei Freund und Feind; ohne den Versuch einer Gegenrede wurde der Antrag Mirabeaus angenommen und die geforderte patriotische Selbstbesteuerung ohne weitere Prüfung beschlossen.

Es war ein glänzender Ruhmestag für Mirabeau — den Redner. Aber wie kam der Staatsmann, der ehrgeizige Ministerkandidat dazu, mit solchem Kraftaufwand

Digitized by Google

für Necker einzutreten und ihm ein so volles Vertrauensvotum auszuwirken, während er selbst unzweifelhaft nicht das mindeste Vertrauen auf ihn hatte? Man wird annehmen dürfen, daß Mirabeau wirklich der Überzeugung war, daß die Not des Augenblicks außerordentliche Maßregeln erfordere; aber es wäre gegen die Natur des Mannes, wenn dabei nicht auch weitere Hintergedanken im Spiel gewesen wären. Wenn das beschlossene Steuerprojekt guten Erfolg hatte, so war damit dem Staat vorläufig geholfen, und ein Teil des Verdienstes fiel auch auf den siegreichen Redner, der seine Annahme bewirkt hatte. Trat der erwartete Erfolg nicht ein — und dies sah Mirabeau wohl voraus — so lag die Verantwortung nicht auf der Nationalversammlung, die dem Minister ohne Prüfung im einzelnen die Ausführung überlassen hatte, sondern sie fiel mit voller Wucht auf das Haupt Neckers — und würde er auch diese neue Niederlage überstehen? Es ist damals sofort in der Nationalversammlung und in der Presse der Verdacht laut geworden, daß das Auftreten Mirabeaus für das Neckersche Projekt nur ein wohlberechnetes Manöver gewesen sei, um den Sturz des Ministers herbeizuführen und seinen Posten für sich selbst frei zu machen. Die Annahme hat nichts, was dem Charakter und der politischen Taktik Mirabeaus widerspräche; wer in jener verworrenen und verzweifelten Lage der öffentlichen Angelegenheiten sich die Fähigkeit zutraute, die Führung zu übernehmen, und wer, wie er, ohne die Stütze einer geschlossenen Partei, allein auf sich selbst angewiesen war, mochte auch ein solches Hilfsmittel nicht bedenklich finden. Mirabeau äußert gelegentlich einmal, wo er von Montesquieu spricht, es sei ihm unbegreiflich, wie man diese überschätzte Größe neben einem Mann wie Machiavell auch nur nennen könne. Er besaß eine unbegrenzte Bewunderung für den großen Florentiner. Später sagt er einmal: „In Revolutionen wird die große Moral durch die kleine getötet“ — was Machiavell auch gesagt haben könnte.

Abb. 64. Blick auf die Seineinsel mit Notre Dame und die Insel des hl. Ludwig. Stich von J. Rigaud.

XIII.

Mit den stürmischen Ereignissen in den ersten Oktobertagen 1789 beginnt für die Geschichte der Revolution und auch für die Mirabeaus eine neue Epoche. Es kann hier an diese oft erzählten Vorgänge nur erinnert werden. Als neuer Bewerber um die ausschlaggebende Macht in dem revolutionierten Staat tritt die heißblütige rohe Masse des Pariser Straßenpöbels auf den Plan, und mit einem leichten schmachvollen Sieg demütigt und unterjocht sie die Krone und die Nationalversammlung zugleich.

Es wird vielleicht nie völlig klar zu stellen sein, in welchem Wirkungsverhältnis die verschiedenartigen Antriebe, die den Oktobersturm erregten, zu einander standen. Teuerung und Hungersnot mochte ein

Digitized by Google

Abb. 65. Das Volk bemächtigt sich der Waffen im Invalidenhaus am Morgen des 14. Juli 1789. Stich von Berthault.

lungerndes, arbeitsloses und arbeitsscheues Proletariat dem Gedanken zugänglich machen, daß die Übersiedelung des königlichen Hofes in die Hauptstadt billigeres und reichlicheres Brot schaffen werde. Wüste Straßendemagogie, faulenzendes Klub- und Volksversammlungstreiben, zügellose Preßagitation steigerte von Tag zu Tag bei den Massen die Siedehitze der Leidenschaften, den Haß wider alle wirklichen und vermeinten Gegner und zugleich das Gefühl der Macht; nur mühsam und mit schonender Gefälligkeit hielt die Nationalgarde Lafayettes die äußere Ordnung aufrecht. Die stete, systematisch unterhaltene Furcht vor dem Gespenst eines Staatsstreichs kam hinzu; ein neues Regiment zuverlässiger Truppen, das man nach Versailles gezogen hatte, das flüchtige Erscheinen der königlichen Familie bei einem weinfrohen Offiziersbankett mit einigen harmlosen royalistischen Demonstrationen wurde mit abenteuerlichen Entstellungen als drohende Einleitung zu ungeheuerlichen Gewaltplänen verkündet und auf die verhaßte Person der Königin besonders der Ingrimm der leichtgläubigen Massen gelenkt. Seit Wochen schon lag der Plan einer Pariser Massendemonstration nach Versailles hin, zur Belehrung des Königs und der Nationalversammlung über die wahren Wünsche des Volkes, in der Luft; jetzt wurde an die Ausführung gegangen. Sind noch andere Interessen und Leidenschaften dabei ins Spiel getreten? Gewiß hätte Lafayette mit seiner Nationalgarde den Zug der Pöbelmassen verhindern können, es wenigstens versuchen müssen; er that es nicht, und der Verdacht liegt nahe, daß er in der Übersiedelung des Hofes nach Paris, wo er der populäre Chef der einzigen vorhandenen bewaffneten Macht war, eine Erweiterung seiner Macht und seines Einflusses erblickte; überdies war er verstimmt gegen die Regierung, weil der König sich (mit sehr triftigen Gründen) weigerte, schon jetzt seine offizielle Zustimmung zu den bisher beschlossenen Artikeln der Verfassung und namentlich auch der Lafayetteschen Lieblingsschöpfung, der Deklaration der Menschenrechte, zu erteilen: vielleicht, daß der König durch eine solche Massendemonstration fügsamer gemacht wer-

Digitized by Google

den konnte. Und darum ließ er den wilden Pöbelhaufen den Weg nach Verſailles frei und rückte, indem er ſich von ſeinen eigenen Leuten mit Gewalt dazu zwingen ließ, mit der Pariſer Nationalgarde erſt in ſpäter Stunde nach, um dem Schrecken vorerſt ſeinen Lauf zu laſſen; über einen heilſamen Schrecken aber, mochte er meinen, werde das Attentat nicht hinausgehen. Pläne und Kombinationen, die man nicht beweiſen kann, die aber einen gewiſſen Grad von innerer Wahrſcheinlichkeit beſitzen.

Aber vielleicht gab es auch weniger harmloſe Spekulationen. Der Glaube hat ſich damals ſofort verbreitet und hat ſeitdem manche neue Beweisſtücke erhalten, daß bei dem Zuge nach Verſailles die Intriguen des Herzogs von Orleans und ſeiner Parteigänger eine hervorragende Rolle ſpielten, daß Orleansſche Agenten und Orleansſches Geld die Bewegung vornehmlich in Scene ſetzten und dirigierten. Es iſt ein dunkles, nicht ganz leſerliches Blatt in der Geſchichte der franzöſiſchen Revolution, auf dem das Geheimnis der verbrecheriſchen Umtriebe dieſes Philipp von Orleans — Philipp den Roten nannten ihn die Gegner — geſchrieben ſteht. Hofften er und ſeine Helfer den König durch dieſen ſchreckhaften Pöbelſturm zur Flucht aus Verſailles zu treiben und dann den populären Prinzen zum Generalſtatthalter des Königreichs proklamieren zu können? Oder gingen die Abſichten noch weiter, war wirklich die Parole des Mordes ausgegeben? Es iſt hier nicht der Ort, dieſe ſchwierigen Fragen zu unterſuchen und über die Beweiskraft ſcheinbar ſchwer belaſtender Indicien zu entſcheiden; am ſchwerſten wird jedenfalls feſtzuſtellen ſein, was von allem etwa erweislichen Thun dem Herzog ſelbſt, dem gewiſſenloſen aber phlegmatiſchen Epikureer, auf die Rechnung zu ſetzen iſt, und was das Werk der ehrgeizigen und gewinnſüchtigen Intriganten war, die ſeine Umgebung bildeten (auch Danton gehörte damals noch zu ſeinen beſoldeten Agenten), und die ihn zu erheben ſuchten, um ſelbſt emporzuſteigen.

Jedenfalls wird man es als das Wahrſcheinlichſte bezeichnen dürfen, daß verſchie-

Abb. 66. Ermordung Fleſſelles, Älteſten der Kaufmannſchaft von Paris, am 14. Juli 1789. Stich von Berthault und Prieur.

Digitized by Google

denartige Motive die Greuelscenen jener beiden verhängnisvollen Tage von Versailles bewirkt haben: spontane Antriebe der Massen, halb leichtfertiges, halb berechnendes Gehenlassen auf Seiten Lafayettes, und dunkle Pläne der Partei Orleans. So kam es zu den bekannten Scenen. Es war der schmutzige Bodensatz der Pariser Bevölkerung, der am 5. Oktober den Gewaltstoß nach Versailles unternahm, einige tausend wilde Weiber voran, verkleidete Männer unter sie gemischt, um ihren Mut aufrecht zu erhalten; dann die Massen des Pariser Straßenbanditentums nebst den Arbeitern der Vorstädte, mit Piken, Hellebarden und Gewehren bewaffnet. Die verschiedenartigsten Stimmungen thun sich kund: hier „die Leidenschaften des Magens", dort „die des Gehirns", hier die bloße raufluſtige Freude an dem wüsten Abenteuer, dort ausgesprochene blutige Mordluſt, gegen die Königin besonders und gegen die verhaßte königliche Leibgarde gerichtet; hier die Verzweiflung des Hungers, dort das freche Klingeln mit blanken Silberthalern, von unbekannten Händen da und dort den Führern zugesteckt. So ergießt sich der schlammige Strom zuerst über die Nationalversammlung; die Körperschaft, die der Stolz des französischen Volkes war, die soeben noch in den Menschenrechten ein Gesetzbuch für die gesamte Menschheit aller Breitengrade aufzustellen sich vermessen hatte, wird von einem Haufen betrunkener Weiber, Freudenmädchen und Zuhälter aufs schnödeste beschimpft; der König muß eine Deputation des im Schloßhof lagernden Gesindels empfangen; erst spät gegen Mitternacht erscheint Lafayette mit der Pariser Nationalgarde, stellt in gütlicher Weise einige Ordnung her und übernimmt die Bewachung des Schlosses — und dann in früher Morgenstunde des 6. Oktober bricht eine Mordbande in das schlecht gehütete Schloß ein; die Widerstand leistenden Leibgarden werden niedergemetzelt, der Haufe stürmt nach den Gemächern der Königin, sie rettet sich aufgeschreckt zu dem König, sie wäre verloren gewesen, wenn nicht im letzten Augenblick Lafayette als Retter erschienen wäre (auch er aus dem Schlafe geweckt, „il a dormi contre son roi" sagt

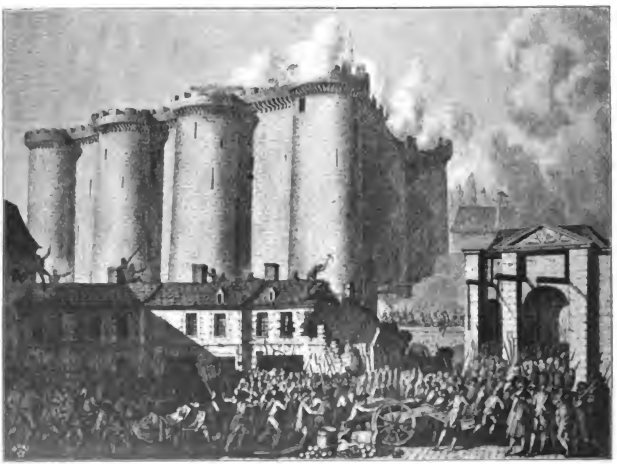


Abb. 67. Sturm auf die Bastille am 14. Juli 1789. Stich von Prieur.

Digitized by Google

Abb. 68. Der König kommt vor dem Stadthause an, am 17. Juli 1789. Stich von Prieur.

Malouet) — und dann der dramatische Schluß des blutigen Trauerspiels: die Königin mit ihren beiden Kindern auf dem Balkon sich den tosenden Massen zeigend und durch den Handkuß des zweideutigen Nationalgardengenerals gleichsam rehabilitiert und mit dem französischen Volke oder vielmehr mit der Hefe des Pariser Straßenpöbels vorläufig ausgesöhnt.

Der Vorhang war gefallen. Ludwig XVI. hatte alles bewilligt, was man von ihm verlangte, die Sanktion der Menschenrechte und der Verfassungsartikel, die Verlegung seiner Residenz nach Paris. Noch an demselben Tage, unter dem Geleite der mit ihrem „eroberten" König heimkehrenden Massen, wurde die Reise vollbracht: der Triumphzug des siegreichen Pariser Mob, der Leichenzug der französischen Monarchie. Kurz darauf erfolgte auch die Übersiedelung der Nationalversammlung; der Herzog von Orleans wurde auf das Drängen Lafayettes unter dem Vorwand einer politischen Mission nach England verbannt — eine neue Phase der Revolution beginnt.

Welches war das Verhältnis Mirabeaus zu diesen verhängnisvollen Ereignissen? Das Gerücht ist damals sofort aufgekommen, daß er ein Mitschuldiger sei, daß er in dem Geheimnis der Orleansschen Intriguen gestanden habe, daß ihm ein Ministerposten in der Regierung des roten Herzogs zugedacht gewesen sei. Ernsthafte Männer haben die Anklage für begründet gehalten; es ist immerdar Mirabeaus Verhängnis geblieben, daß man seinen Talenten das Größte, seinem Charakter das Schlechteste zutraute; der tüchtige und ehrenwerte Mounier, im Grunde ein politischer Gesinnungsgenosse Mirabeaus, aber freilich auch immer in einer starken persönlichen Rivalität mit ihm, hat fest an seine Schuld geglaubt, und viele andere mit ihm. Ich wage es nicht, die moralische Unmöglichkeit der Anschuldigung zu behaupten: wer will sich vermessen, in die innersten Abgründe einer solchen sturmbewegten Seele zu blicken? Wenn die Versuchung an ihn herantrat, die heiß ersehnte führende politische Machtstellung zu erlangen, auch an der Seite und

Digitized by Google

aus der Hand eines verachteten Schwächlings! Aber das sind Erwägungen nur der psychologischen Möglichkeit. Jedenfalls könnte die geistige Verirrung nur eine sehr schnell vorübergehende gewesen sein; mit Mirabeaus erkennbarem Thun unmittelbar vor und nach dieser Katastrophe würde die Teilnahme an einer Orleansschen Konspiration fast unvereinbar sein. Und was das Entscheidende ist, es fehlt jede Art von thatsächlichem Beweis für seine Schuld; auch Mounier hat seine schwere Anklage nicht begründet; in dem langwierigen Untersuchungsprozeß, der bald darauf über die Oktoberereignisse begonnen wurde, kam nichts zu Tage, was Mirabeau belastete; auch die Gegner mußten allmählich ihren Verdacht als unbegründet fallen lassen. Für uns liegt jetzt besonders die Korrespondenz mit La Marck als das wirksamst entlastende Zeugnis vor. Von dieser Schuld wird Mirabeau freizusprechen sein.

Vielmehr erblickte er in dem Hauptresultat der Versailler Schreckenstage, in der Übersiedelung des Königs nach Paris, den verhängnisvollsten Sieg der Anarchie: „suchen Sie," sagte er am Tage darauf zu La Marck, „den König und die Königin zu überzeugen, daß Frankreich und sie selber verloren sind, wenn sie nicht Paris wieder verlassen."

Der König darf nicht der Gefangene des Pariser Pöbels bleiben — das ist von hier ab einer von Mirabeaus Grundgedanken. Bereits am 15. Oktober ließ er durch La Marck im tiefsten Geheimnis dem Grafen von Provence, dem ältesten Bruder des Königs, ein ausführliches Memoire vorlegen, worin er die schwer bedrohte Lage des Staates und des Königtums schildert: der König muß Paris verlassen; er darf, um jeden Verdacht einer Konspiration mit dem Ausland zu vermeiden, nicht nach Metz oder irgend einen anderen Platz an der Grenze sich begeben, sondern etwa in die Normandie nach Rouen; in einer Proklamation wird er dann verkünden, daß er in der Hauptstadt unfrei gewesen sei, daß er sich in die Arme des französischen Volkes werfe; die Nationalversammlung wird zu dem König nach Rouen berufen; kein Bruch mit der Revolution, keine Verbindung mit der renitenten Adelspartei, Vollendung der Verfassung, Wiederherstellung des erschütterten Kredits, der König selbst wird seine Ausgaben auf eine Million einschränken u. s. f. Dieses Memoire, schnell hingeworfen, aber von bewunderungswürdiger Präcision und erschöpfender Umsicht auf alle Seiten der augenblicklich sich darbietenden Fragen, ist ein kleines politisches Meisterstück; es ist die erste in der langen Reihe der geheimen Denkschriften für den Hof, die Mirabeau von hier an verfaßt hat und welche unstreitig die reifsten Früchte seines politischen Vermögens sind. Eine Wirkung hatte sie zunächst nicht; der Graf von Provence (der spätere König Ludwig XVIII.) war intelligent genug, um die Gedanken Mirabeaus richtig zu würdigen; aber er war einflußlos und energielos; er hielt es für unmöglich, die Passivität seines königlichen Bruders zu irgend einer entschlossenen Aktion zu bewegen, und er war selber zu stumpf, um thatkräftigen Plänen thatkräftiges Interesse zu widmen. Mirabeau hat einige Monate später noch einmal den Versuch gemacht, den Grafen — Monsieur, wie sein offizieller Hoftitel war — in eine aktive politische Rolle hineinzutreiben, bei der er selbst sein Berater zu werden gedachte; der Prinz kam über schwächliche Anläufe eines impotenten Ehrgeizes nicht hinaus.

Auch andere Projekte waren im Gang. Zum erstenmale traten in diesen bewegten Oktoberwochen die namhaftesten politischen Führer dem Gedanken näher, auf eine Neubildung des Ministeriums hinzuarbeiten, bei welcher die einflußreichsten Männer der Nationalversammlung in die Führung der Geschäfte eintreten und so der Regierung einen stärkeren populären Rückhalt geben sollten. In geheimen Zusammenkünften und Korrespondenzen sind diese Pläne eines parlamentarischen Ministeriums betrieben worden. Mirabeau stand inmitten der Verhandlungen, neben dem gleichfalls beteiligten Lafayette, dem er jetzt, nicht gerade aufrichtig, huldigende Verehrung entgegenbrachte; die Aussicht auf einen Ministerposten schien ihm jetzt zum erstenmal nahe zu rücken. Man hat Ministerlisten aufgestellt und beraten; bei der noch immer großen Popularität Neckers glaubte man von ihm als Premier nicht absehen zu dürfen; neben ihm sollte etwa Talleyrand die Finanzen, der Herzog von Liancourt das Kriegswesen, La Marck die Marine

Digitized by Google

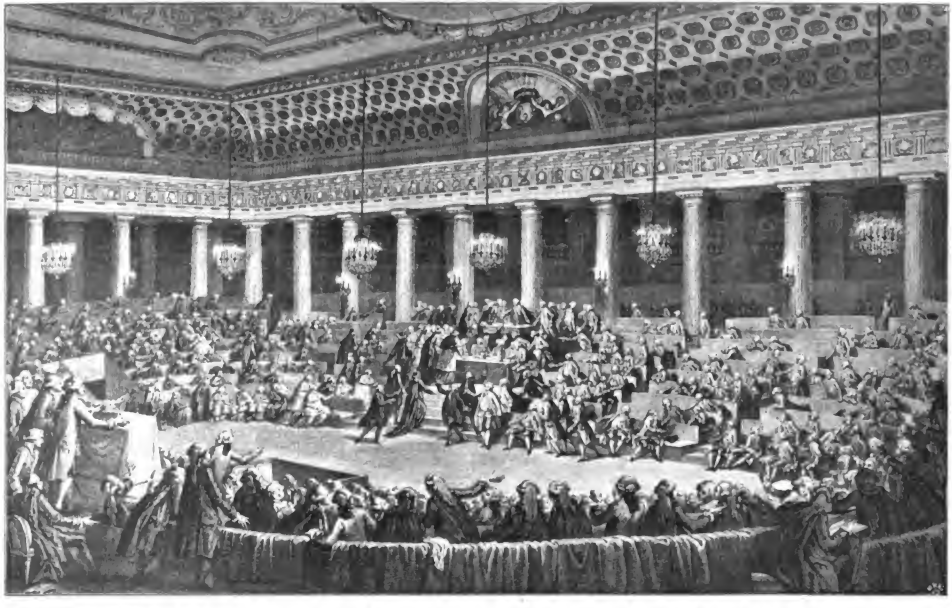


Abb. 69. Die Nationalversammlung zu Versailles in der Nacht vom 4. zum 5. August 1789. Stich von C. Monnet.

Digitized by Google

Abb. 70. Denkmünze auf die Sitzung der Nationalversammlung am 4. August 1789. (Vorderseite.)

übernehmen; Lafayette sollte den Marschallstab erhalten und als Generalissimus die Reform der Armee in die Hand nehmen, Mirabeau sollte als Minister ohne ein bestimmtes Ressort eintreten. Alle diese und andere Kombinationen — in einer Liste von der Hand Mirabeaus wird auch der Abbé Sieyes als Unterrichtsminister aufgeführt — sind schließlich resultatlos im Sande verlaufen, und es ist nicht zu verkennen, daß der nicht zu überwindende Widerstand der Beteiligten gegen die Amtsgenossenschaft mit Mirabeau eine der Ursachen des Scheiterns war. Mit mehr oder minder Pharisäertum wurden die alten Klagen über seine moralische Anrüchigkeit wieder hervorgeholt; da er nicht einfach beiseite zu schieben war, hat man ihm wohl den Gesandtschaftsposten in Konstantinopel als seinen Anteil in Aussicht gestellt; „eine ehrenvolle Verbannung," meinte Mirabeau und lehnte den Vorschlag rund ab. Im letzten Grunde war das ausschlaggebende Motiv doch vielleicht die eifersüchtige Scheu vor der selbstbewußten Überlegenheit des Mannes, der mit seinen reichen Talenten und mit seiner impulsiven, herrisch gewaltsamen Natur in jedem Ministerium bald die Rolle des Führers an sich reißen werde. Necker, mit dem Mirabeau eine mehrstündige Konferenz hatte, erklärte ihm schließlich offen, daß er nie mit ihm zusammen in einem Ministerium sitzen werde; auch Lafayette beriet sich mit seiner Ehrbarkeit und fand es passend, sich vor dem entscheidenden Kampfe von seinem Bundesgenossen zurückzuziehen. Das ganze Ministerprojekt war gescheitert, ehe es noch recht in Angriff genommen war.

Mirabeau kämpfte für sich allein weiter, als ob er die sicherste Gefolgschaft hinter sich hätte. In der Nationalversammlung entfaltete er die angestrengteste Thätigkeit, heute für die lebenslängliche Bewilligung der Civilliste streitend, morgen für ein Martialgesetz, das Paris vor neuen Pöbelrevolten schützen sollte, dann wieder für die von Talleyrand angeregte Erklärung des Kirchengutes zum Nationaleigentum, oder gegen den brutal mechanischen Charakter der geplanten neuen Departementaleinteilung. Vor allem nimmt er, nun von allen Rücksichten auf Necker entbunden, den Kampf gegen diesen Minister auf, den er, wohl nicht ganz mit Recht, für die schlechte Verproviantierung von Paris, also für die Hungersnot, verantwortlich macht, dessen verderbliches Finanzgebaren mit dem Monopol der Diskontokasse er brandmarkt, der trotz der jüngst beschlossenen Anleihen und der großen neuen Einkommensteuer dicht vor dem Bankrott stehe.

Der Gedankengang Mirabeaus bei diesen und den folgenden Entscheidungskämpfen ist nicht ganz durchsichtig. Hoffte er, auch nach dem offenen oder verhüllten Abfall seiner Bundesgenossen mit der Kraft seiner Angriffe allein Necker stürzen zu können und sich den Weg in den Rat des Königs zu bahnen? Warum forcierte er die große principielle Entscheidung vom 6. November in einem Moment, wo die Unzuverlässigkeit seiner Hilfstruppen schon allzu ersichtlich war? Sein Selbstvertrauen, scheint es, wurde durch einige glückliche parlamentarische Erfolge gegen Necker in der Nationalversammlung gesteigert; er glaubte auch „die große Schlacht" wagen zu dürfen. Am 6. November brachte er, nebst einem neuen ministeriellen Sündenregister, den

Digitized by Google

Antrag ein: die Nationalversammlung richtet an die Minister die Aufforderung, mit beratender Stimme ihren Verhandlungen beizuwohnen, bis die Verfassung darüber feste Bestimmungen getroffen haben wird.

Es ist für unsere heutigen Anschauungen über Zweck und Wesen parlamentarischer Arbeit eine der seltsamsten Thatsachen, daß dieses erste französische Reichsparlament von Anfang an die Minister von der regelmäßigen Teilnahme an seinen Beratungen konsequent ausschloß. Man hatte die entgegengesetzte englische Praxis vor Augen; ein energischeres und zielbewußteres Ministerium als das Neckersche hätte vom ersten Beginn an diese Teilnahme als sein natürliches Recht in Anspruch nehmen und durchsetzen können.

Abb. 71. Denkmünze auf die Sitzung der Nationalversammlung am 4. August 1789. (Rückseite.)

Es war nicht geschehen, und statt dessen hatte man sich nun eingerichtet nach dem unseligen Satz von der Trennung der Gewalten, der die strenge Auseinanderhaltung der Wirkungssphären der Legislative und der Exekutive fordert: die Organe der Exekutivgewalt dürfen keinerlei Einfluß auf die Entschließungen der gesetzgebenden Körperschaft ausüben. Die ganze Verworrenheit der öffentlichen Zustände seit dem Beginn der Nationalversammlung entsprang zum großen Teil aus diesem widersinnigen Verhältnis, daß die beiden großen Potenzen des Staatslebens, Regierung und Volksvertretung, ohne organischen Zusammenhang miteinander und infolgedessen in Gegensatz gegeneinander funktionierten.

Mirabeau motivierte seinen Antrag mit einer meisterhaften Rede; über eine für uns heute einfach selbstverständliche Sache brachte er mit zwingender Kraft und Klarheit alles bei, was darüber zu sagen war. Der taktische Zweck des Antrags ging natürlich dahin, daß das jetzige Ministerium, Necker an der Spitze, genötigt werden sollte, in der Versammlung Rede zu stehen für seine Politik, und wenn es dies weigerte oder wenn ihm die Rechtfertigung nicht gelang, so konnte dies zu dem ersehnten Sturz Neckers führen, und wenn dann Mirabeau sich als seinen Nachfolger dachte, so stand ihm die Rolle eines parlamentarischen Ministers vor Augen, der im Besitz der Regierungsgewalt zugleich auch durch die Macht seiner Rede die Nationalversammlung zu beeinflussen imstande wäre.

Die Rede Mirabeaus machte Eindruck, der Antrag fand Unterstützung, in besonders wirksamer Weise von Clermont-Tonnerre, die Chancen standen günstig, doch wurde zuletzt die Entscheidung vertagt. In der Nacht vom 6. auf den 7. November haben dann offenbar, vielleicht unter Einwirkungen des Ministeriums, Parteibesprechungen stattgefunden, über die wir leider nicht unterrichtet sind, die aber auf der Rechten wie auf der Linken einen völligen Umschlag der Stimmungen zur Folge hatten. Die ganze Aktion Mirabeaus wurde als ein Manöver zur Erreichung seiner ehrgeizigen Ministerpläne hingestellt, und es fand sich mit einem Male, daß in der Partei der Rechten sowohl wie in der Linken die Majorität aufs entschiedenste abgeneigt war, dem gefürchteten Mann in den Sattel zu helfen. Von beiden Seiten her brach in der Sitzung vom 7. November die heftigste Opposition gegen Mirabeau und seinen Antrag los: „die Beredsamkeit eines genialen Mannes," rief ein Redner der Linken der Versammlung zu, „reißt euch hin und unterjocht euch; was würde er erst thun,

Digitized by Google

wenn er Minister wäre!“ Man konnte nicht offener aussprechen, daß nicht sachliche Erwägung, sondern die Furcht vor der Überlegenheit Mirabeaus und vor den unberechenbaren Folgen seines Eintritts in das Ministerium jetzt das Urteil bestimmte. Die rein persönliche Zuspitzung des Streites fand schließlich ihren deutlichen Ausdruck in dem Antrag des Deputierten Blin aus der Bretagne: „kein Mitglied der Nationalversammlung kann von jetzt an während der Dauer der Session in das Ministerium eintreten“ — rein persönlich auf Mirabeau als Ministerprätendenten gemünzt, denn bisher waren wiederholt Mitglieder der Versammlung in das Ministerium berufen worden, ohne daß man daran Anstoß genommen hatte.

Mirabeau hat in dieser stürmischen Sitzung völlig allein gestanden; weder Lafayette noch ein anderer seiner bisherigen Verbündeten leistete ihm Unterstützung; bei den Gegnern war feste Parole ausgegeben, und es war bald zu erkennen, daß der Kampf hoffnungslos war. Er führte ihn dennoch, für eine verlorene Sache, in der glänzendsten Weise. Selten war seine Beredsamkeit triumphierender gewesen als an diesem Tage der schwersten Niederlage. Wundervoll, wie er das fadenscheinige Gewebe der gegnerischen Argumente mit überlegener Ironie spielend zerpflückt. Will man etwa mit diesem Gegenantrag den Satz aufstellen, daß unter den Männern, die die Nation gewählt hat, sich keiner befinde, der einen guten Minister abgeben könnte? Ist ein Bürger, der als Deputierter das Vertrauen des Volkes besitzt, deshalb des Vertrauens des Königs unwürdig? Ist es besser, wenn der Monarch seine Minister aus seinen Höflingen wählt, oder etwa aus den Reihen der bei den Wahlen durchgefallenen, statt aus den Vertrauensmännern des Volkes? Die Nationalversammlung hat den Grundsatz ausgesprochen, daß fortan alle Ämter allen Bürgern zugänglich sein sollen — aber die 1200 Deputierten sollen von dieser Rechtsgleichheit ausgeschlossen sein? Wenn der Minister Necker ein Mandat als Deputierter erlangt hätte, würde die Nation deswegen auf seine kostbaren Ministerdienste verzichtet haben? Alle diese absurden Meinungen können nicht die der Versammlung sein; es kann sich bei dem gestellten Antrag offenbar nur darum handeln, die eine oder die andere bestimmte Persönlichkeit vom Ministerium auszuschließen. Wer kann gemeint sein? Vielleicht der Antragsteller selbst? Und nun ergeht sich Mirabeau mit grausamem Spott in der Fiktion, daß vielleicht der sonst harmlose und bescheidene Deputierte Blin selbst von der Angst ergriffen worden sei, das Vertrauen des Königs könnte sich auf seine Person richten, und um dieses drohende Verhängnis sicher von sich abzuwenden, habe er die allgemeine Unfähigkeit aller Deputierten für einen Ministerposten in Vorschlag gebracht. Zuletzt dann tritt er mit offenem Visier und mit schneidendem Hohn der Versammlung gegenüber. „Oder bin ich es etwa selbst, der durch diesen Antrag getroffen werden soll? Es sind Gerüchte in betreff meiner Person im Umlauf gewesen, die man hier mit Hoffnung, dort mit Furcht aufgenommen hat; vielleicht ist die Absicht des Antragstellers nur gewesen, mich von einem Posten auszuschließen, für den er mich nicht befähigt hält. Ich bin mit ihm der Ansicht, daß für einen Ministerposten vielleicht mein Eifer und mein Mut, aber nicht meine Einsicht und meine Talente ausreichend sein würden. Aber es gibt in dieser Versammlung andere Männer, die besser befähigt sind, in den Rat der Krone und der Nation einzutreten. Warum sollte man diese ausschließen? Ich beantrage zu dem gestellten Antrag das Amendement: ‚diese Bestimmung gilt allein für Herrn von Mirabeau, Deputierten des dritten Standes von Aix.‘“

Mit dieser brillanten Wendung war der wahre Charakter des Kampfes bezeichnet; aber Mirabeau konnte so nur sprechen, wenn er jede Hoffnung auf den Sieg aufgegeben hatte. Die Abstimmung ergab eine große Majorität gegen ihn.

Dieser 7. November 1789 ist ein Epochentag in der Geschichte der Revolution. Der Versuch, das irrationelle Verhältnis zwischen Regierung und Parlament zu regulieren, ist gescheitert. Der Versuch Mirabeaus, sich den Weg zu einer amtlichen Stellung an der Spitze der Geschäfte zu bahnen, ist vereitelt. Wer möchte es bejahen oder verneinen, daß er es vermocht hätte, das Unheil zu wenden, dem man entgegeneilte? Zu einem großen Minister gehört auch ein

Digitized by Google

Monarch, der staatsmännische Größe zu benutzen und ihr die Bahn frei zu machen weiß. Ludwig XVI. hatte im Beginn seiner Herrschaft Turgot in seinem Werte erkannt und ihn doch fallen lassen; würde er jetzt, nach den Erfahrungen der letzten fünfzehn Jahre, es besser verstanden haben, Mirabeau zu benutzen? Und war in der That der Charakter und das Talent des reichbegabten Mannes der ungeheuren Aufgabe gewachsen, deren Lösung er sich zutraute? Der wirkliche Kraftinhalt einer staatsmännischen Potenz ist doch nur zu schätzen, wenn man sie am Werke gesehen hat, im Besitz und in der Ausübung der Macht. Diese Probe hat das Schicksal Mirabeau versagt. Würde er sie bestanden haben? Der Geschichtsfreund ist bisweilen in der Lage, zu bedauern, daß die Geschichte uns die Antwort auf eine Frage schuldig bleibt, die aufzuwerfen sie selber uns lehrt. Das Experiment eines Ministeriums Mirabeau lag damals im Bereiche des Möglichen; ich kann das Bedauern nicht unterdrücken, daß es nicht gemacht worden ist; gelingend oder mißlingend würde es jedenfalls die Veranlassung zu einer der merkwürdigsten und lehrreichsten Episoden des Zeitalters geworden sein.

Abb. 72. Honoré Gabriel Mirabeau. Stich von Fiesinger nach Guérin.

XIV.

Die empfindliche Niederlage konnte Mirabeau darüber belehren, wie schwach es mit seiner politischen Bundesgenossenschaft bestellt, wie völlig er auf seine eigenen Hilfsmittel angewiesen war. Lähmen ließ er sich durch die bittere Erfahrung nicht, und mit ungebrochener Kraft nimmt er den unermüdlichsten Anteil an all den wichtigen Verhandlungen, welche jetzt die Nationalversammlung beschäftigten. Neben anderen begann die verhängnisvolle Angelegenheit der Assignaten sich in den Vordergrund zu stellen. Auf den Antrag Talleyrands, den Mirabeau unterstützte, war als Radikalmittel zur Verhütung des Bankrotts beschlossen worden, die Güter der Kirche für den Staat in Anspruch zu nehmen. Die Finanznot stieg immer höher; Necker kündigte von neuem ein unermeßliches Deficit an und forderte die Hilfe der Nationalversammlung. Am 19. Dezember erfolgte der Beschluß, daß vorläufig der Verkauf von Kirchen- und Domänengütern im Wert von 400 Millionen in Aussicht genommen und für diesen Betrag Assignaten ausgegeben werden sollten — der Anfang einer Finanzpolitik, deren Ende der Schrecken eines finanziellen Zusammenbruchs ohnegleichen werden sollte.

Mirabeau hatte sich in seinen früheren Schriften immer als Gegner jeder Papiergeldpolitik bekannt; er mißbilligte die Maßregel auch jetzt, besonders da sie doch nur den Erfolg haben werde, die Tage des Ministeriums Necker um einige Monate zu verlängern, ohne wirkliche Abhilfe zu bringen.

Digitized by Google

Und dieses Ministerium stand trotz aller Angriffe unerschütterlich fest, getragen nicht von den Leistungen, aber von der Volkstümlichkeit seines Hauptes bei den unbelehrbaren Massen. Ludwig XVI. selbst, wenn auch in seinem Glauben an Necker erschüttert, glaubte seine Popularität als Stütze für sich selbst nicht entbehren zu können; er konnte es nicht vergessen, daß vor wenigen Monaten das Volk von Paris den Versuch, Necker zu beseitigen, mit der Zerstörung der Bastille beantwortet hatte. Aber dabei trat die Ohnmacht und Unthätigkeit dieser Regierung immer greller zu Tage. In den ersten Monaten des Jahres 1790 erhoben sich allenthalben die anarchischen Tendenzen zu einem neuen Sturmlauf; in den südlichen Provinzen besonders ging es so wild her, wie in den Tagen der ersten Bauernrevolution im vorigen Sommer, und nirgends gab es eine geordnete Staatsgewalt, dem wüsten Treiben zu wehren; ein verheerender Bürgerkrieg schien das Ende sein zu müssen. Die Briefe Mirabeaus aus dieser Zeit atmen oft eine trostlose Verzweiflung; und dennoch wäre es noch möglich, die Monarchie zu retten, wenn man zu einem festen Entschluß kommen könnte; „wenn man nicht den rechten Piloten findet“, schrieb er an Freund Mauvillon, „so treibt das Schiff unfehlbar auf die Klippen; stellte man aber, über Vorurteile und Eifersüchteleien hinweg, einen Mann von Fähigkeit an das Steuer, so wäre es ein Leichtes, das Schiff wieder ins tiefe Fahrwasser zu bringen.“ Natürlich dachte er als diesen Steuermann sich selber.

Es war ihm nicht beschieden, diesen Posten zu gewinnen; aber eine wichtige Wendung trat jetzt ein, die ihn seinen Hoffnungen wenigstens näher brachte.

Mirabeau hatte seit langem den Wunsch gehegt, in ein Vertrauensverhältnis zum Hofe zu treten und, da das Ministerium jede nähere Verbindung mit ihm ablehnte, direkten persönlichen Einfluß auf den König und die Königin zu gewinnen. Dem Grafen La Marck war es nicht gelungen, die Abneigung und das tiefe Mißtrauen zu überwinden, welches in den Tuilerien gegen den unheimlichen Tribunen herrschte; Marie Antoinette glaubte selbst an seine Mitschuld

Abb. 73. Anhalten eines Pulverbootes an der St. Paul-Brücke am 6. August 1789. Stich von Berthault.

Digitized by Google

Abb. 74. Die Künstlerinnen in der Nationalversammlung am 7. September 1789. Stich von Berthault.

bei den unvergeßlichen Versailler Schreckenstagen und betrachtete ihn als ihren persönlichen Feind. Über diese und alle anderen Schwierigkeiten hinweg wurde aber jetzt doch eine Verständigung erreicht. Der österreichische Gesandte Graf Mercy, ein kluger, weltkundiger Diplomat, den Maria Theresia auch als eine Art von politischem Gewissensrat ihrer Tochter beigegeben hatte, gab im Einvernehmen mit La Marck den ersten Anstoß. In einer geheimen Zusammenkunft mit Mirabeau überzeugte er sich von der unerschütterlich monarchischen Gesinnung des gefürchteten Revolutionärs und von seiner Bereitwilligkeit, alle Kräfte einzusetzen für die Sache des gefährdeten Königtums. Auf den Wunsch des Königs legte Mirabeau in einer kurzen Denkschrift (10. Mai 1790) seine Ansichten über die Lage und seinen Aktionsplan nieder: das oberste Ziel Wiederherstellung der legitimen Autorität des Königs; nur dadurch kann Frankreich von der Anarchie errettet werden, die täglich mehr uns zu verschlingen droht; er verpflichtet sich, seinen ganzen Einfluß in diesem Sinne zu verwenden; eine Kontrerevolution würde gefährlich und verbrecherisch sein; aber eine Staatsverfassung ohne ein mit den nötigen Machtmitteln ausgestattetes Haupt ist eine Chimäre; die Hauptaufgabe wird sein, daß in der Verfassung die Exekutivgewalt uneingeschränkt und ungeteilt in die Hand des Königs gelegt wird. Er verpflichtet sich, dem König regelmäßig seine Ansichten über die Ereignisse und seine Ratschläge schriftlich vorzulegen. Es gilt außerdem, auf die öffentliche Meinung einzuwirken und die verständigen Bürger wieder für die Vernunft zu gewinnen; in jedem Departement muß zu diesem Zweck eine Korrespondenz organisiert werden. „Mein Marsch wird unmerklich sein, aber jeden Tag werde ich einen Schritt thun. Man darf mein Verfahren nie nach einer einzelnen Thatsache, einer einzelnen Rede beurteilen, sondern nur im Zusammenhang des Ganzen; es ist unmöglich, den Staat von einem Tage zum anderen zu retten. Ich verspreche dem König Loyalität, Eifer, Thätigkeit, Energie und

Digitized by Google

Abb. 75. Vor dem Schlosse zu Versailles am 6. Oktober 1789. Stich von Prieur.

einen Mut, von dem man vielleicht keine Vorstellung hat. Nur den Erfolg verspreche ich nicht; er hängt nie von einem einzelnen ab, und nur verwegene Anmaßung könnte sich für ihn verbürgen bei der schrecklichen Krankheit, die den Staat untergräbt und sein Haupt bedroht."

Mit dieser Denkschrift an den König, deren würdige Haltung sympathisch berührt, beginnen die direkten Beziehungen Mirabeaus zum Hofe. Der König und die Königin acceptierten auf Grund des vorgelegten Programms seine Dienste. Sofort wurden auch die Gegenleistungen festgestellt. Die materielle, von beiden Seiten als selbstverständlich betrachtete Seite des Paktes beruht auf der Voraussetzung, daß Mirabeau, um Kopf und Hände frei zu haben für die übernommene Aufgabe, der „subalternen", aber lähmenden Schwierigkeiten ledig werden muß, womit seine zerrütteten Finanzverhältnisse auf ihm lasten. Der König erklärt sich bereit, seine Schulden zu bezahlen, die auf ungefähr 200 000 Livres angegeben wurden; Mirabeau erhält eine monatliche Besoldung von 6000 Livres, und außerdem legte der König in die Hände des Grafen La Marck vier Anweisungen von je $^1/_4$ Million, die ihm ausgezahlt werden sollten nach Schluß der Nationalversammlung, wenn die geleisteten Dienste den Erwartungen des Königs entsprächen.

Dies war der Inhalt des vielbesprochenen Kontraktes zwischen Mirabeau und dem Hofe. Unzweifelhaft that hiermit der bisherige Ministerprätendent einen Schritt abwärts von der Höhe seiner persönlichen Lebensziele. Er war der geheime Ratgeber und politische Agent der Krone geworden, dessen Anstellung hinter dem Rücken der Minister geschah und den eine hohe Besoldung für die versagte öffentliche Anerkennung entschädigen sollte.

Doch wäre es unrecht, in diesem Verhältnis eine eigentliche Degradation erkennen zu wollen; weder Mirabeau selbst, noch, was wichtiger ist, der vornehme und feinfühlige La Marck hatte in dieser Beziehung Bedenken. Daß ein König die

Digitized by Google

Schulden eines verdienſtvollen Staatsmannes oder Generals bezahlt, der dadurch aus drückenden Verhältniſſen befreit und für fernere Dienſte verwendbar gemacht werden ſoll, das iſt ein Vorgang, von dem es zahlreiche Exempel gibt aus alter, neuer — und neueſter Zeit. Geheimer politiſcher Dienſt für das Kabinett des Königs allein, ohne Mitwiſſen der Miniſter, ja nicht ſelten im Gegenſatz zu ihrer offiziellen Thätigkeit, war in Frankreich nichts Unerhörtes, und „le secret du Roi“ ſpielt eine wichtige Rolle in der Geſchichte der franzöſiſchen Diplomatie. Vor allem aber, Mirabeau übernahm die Funktionen ſeines neuen Amtes nicht auf Grund eines ihm von ſeinem Auftraggeber geſtellten Programmes, ſondern das Programm war ſein eigenes, für das er ſeit langem offen und geheim, aber iſoliert und mittellos geſtritten hatte, für das er jetzt erfolgreicher weiter zu ſtreiten gedachte, von materiellen Hemmniſſen befreit und mit der pekuniären Ausrüſtung, die eine politiſche Aktion im großen Stil erforderte. Er wurde in den Dienſt der Krone gezogen, nicht damit er von jetzt an die Intereſſen der Monarchie fördern ſollte, ſondern weil der innerſte Kern ſeiner politiſchen Anſchauungen von jeher monarchiſch war — jetzt monarchiſch mit Anerkennung der geſunden Reſultate der Revolution, und weil er der geiſtesgewaltigſte parlamentariſche und publiziſtiſche Vorkämpfer des monarchiſchen Staatsgedankens gegen das heranſchleichende ſtaatsvernichtende Unheil der Maſſenherrſchaft und Anarchie war. Mirabeau hatte vor Jahren ſchon den Satz ausgeſprochen: „man kann mich kaufen, aber ich verkaufe mich nicht.“ Er hat in der That ſeine Überzeugung nicht verkauft. „Er nahm“, ſagt Dumont treffend, „das Geld des Königs, um ihn leiten zu können, nicht um ſich von ihm leiten zu laſſen.“ Sein politiſches Wirken vor und nach dem Vertrage mit dem König bewegt ſich weſentlich in der gleichen Richtung, und freilich bleibt auch beſtehen das Doppelantlitz des Mannes, der abwechſelnd Staatsmann und Demagog ſein muß und nur auf verſchlungenen Pfaden, oft mit dem Schein der Zweideutigkeit, ſeinen Zielen ſich nähern kann.

Abb. 76. Ankunft der königlichen Familie in Paris am 6. Oktober 1789. Stich von C. Monnet.

Digitized by Google

Im Mai 1790 wurde das Bündnis zwischen Mirabeau und dem Hofe geschlossen, und das so begründete Verhältnis blieb formell bestehen bis zu seinem Tode.

Sein wichtigstes Denkmal sind die fünfzig „Notes pour la cour“, die Mirabeau im Laufe dieser Zeit schrieb und durch die Vermittelung von La Marck dem König und der Königin zugehen ließ; sie gehören zu den merkwürdigsten Produktionen dieser Phase der Revolution. Längere und kürzere Aufzeichnungen, Denkschriften, Ratschläge, Entwürfe, wie der Augenblick sie eingab; nicht alle gleich wertvoll und inhaltreich, aber manche von ihnen vollendete Musterstücke politischen Scharfsinns und hinreißender Beredsamkeit. Alles, was in diesen Monaten der mitten in der Aktion stehende Politiker überschauen konnte, geht da an den Augen des Lesers vorüber: die große und die kleine Politik, Parteigetriebe, Hofintriguen, parlamentarische Intriguen, das Treiben der Klubs, die Reibungen der Persönlichkeiten aneinander, die indolente Schwäche des Königs und die unberechenbaren Velleitäten der Königin; dann wieder scharfsinnige Erörterungen über auswärtige Politik und wiederholt zusammenfassende Darstellung der Gesamtlage, der Aufgaben, des Feldzugsplans für die dringend notwendige Aktion der Regierung. Kein einzelnes Memoirenwerk, keine Zeitung vermag ein solches Gefühl lebendiger, den Wechsel des Tages und der Stunden wiederspiegelnder Gegenwärtigkeit zu geben, wie diese „Noten“ in Verbindung mit dem erläuternden Briefwechsel zwischen Mirabeau und La Marck.

Aber bei alledem gewinnt man doch zugleich den Eindruck eines vergeblichen Mühens. Mirabeau hatte volles Vertrauen als Bedingung gefordert; aber im Grunde hat er dasselbe doch niemals vollständig erlangt. Er blieb dem Königspaar doch immer eine unsympathische, unheimliche Persönlichkeit. Das alte Verhängnis ließ ihn nicht los: neben der Anerkennung des Talentes das Mißtrauen gegen den Charakter. Er hatte es vorausgesagt, daß er verschlungene Wege werde gehen müssen; er bedurfte für sein Werk auch seine alte Popularität bei den Massen; er mußte in der Nationalversammlung bisweilen seiner demagogischen Beredsamkeit die Zügel lassen; er trat zeitweilig, um ein Gegengewicht gegen Lafayette zu haben, in intime Beziehungen zu dem Jakobinerklub. Es läßt sich denken, daß solche Kompliziertheiten der Königin und noch mehr ihrem apathischen schwachen Gemahl unverständlich blieben und Mißtrauen bei ihnen weckten. Sie gingen gelegentlich auch ihre eigenen Wege, nahmen Rat an anderer Stelle. Und im Grunde verstanden Mirabeau und Marie Antoinette selbst das vereinbarte Programm doch nicht völlig gleich: die Rettung der Monarchie war das Stichwort, aber die Tochter Maria Theresias meinte mit dem Worte Monarchie doch etwas ganz anderes als der monarchistische überzeugte Anhänger der Revolution — dort Restauration, hier demokratisch neugeborenes Königtum.

Abb. 77. Stanislaus de Clermont-Tonnerre.
Stich von Fiesinger nach J. Guérin.

Digitized by Google

Abb. 78. Damen der Halle. Gleichzeitiges Aquarell.

Auch eine persönliche Zusammenkunft zwischen Mirabeau und dem Königspaar änderte nichts Wesentliches an diesem Verhältnis. Es ist die in ihrer Wichtigkeit oft überschätzte Begegnung in St. Cloud am 3. Juli 1790. Nur schwer hatte Marie Antoinette sich dazu entschlossen. Die Audienz fand in tiefster Heimlichkeit statt; alle Vorsichtsmaßregeln waren getroffen, um nichts davon verlauten zu lassen. Über den Verlauf der Unterredung sind wir nicht sehr authentisch unterrichtet; es können kaum Dinge von Wichtigkeit besprochen worden sein, die nicht schon in dem brieflichen Verkehr verhandelt waren. Die Hauptsache war der mündliche Austausch, die persönliche Besiegelung des gegenseitigen Vertrauens. Und dieses Ziel wurde, für den Augenblick wenigstens, erreicht. Die Königin überwand ihren Widerwillen, und Mirabeau wurde von dem Zauber ihrer Persönlichkeit so gewonnen, daß seine politische Aufgabe ihm fast in dem Glanz eines ritterlichen Frauendienstes erschien. Aber es war eine Momentwirkung; kurz darauf klingt durch die Briefe Mirabeaus von neuem die Verzweiflung durch, daß er den Hof doch nicht in der Hand habe und daß ein Zusammenwirken in seinem Sinn weder bei der wohlgesinnten Indolenz des Königs, noch bei dem Leichtsinn und der springenden Wechselhaftigkeit der Königin zu erreichen sei.

Es kam zu allem der Übelstand hinzu, daß das Geheimnis seiner Verbindung mit dem Hofe doch nicht völlig gewahrt wurde. Ein ausgebildetes Spioniersystem gehört zu den unerfreulichsten Charakterzügen des Partei-

Digitized by Google

lebens in dieser Revolution; jedermann wurde überwacht und jedermann überwachte andere; der Hof war von Spionen umgeben und hatte seine geheimen Beobachter überall; für Mirabeau gehörte ein organisierter Spionendienst zu den Bedürfnissen seiner politischen Aktion, aber ebenso wurde jeder seiner Schritte von den Gegnern umlauert. So konnte es nicht fehlen, daß bald das Gerücht auf allen Straßen umlief, Mirabeau habe sich dem Hofe verkauft; „Trahison découverte du Comte de Mirabeau“ lautete der Titel eines Pamphlets, welches gratis an den Straßenecken verteilt wurde. Etwas Gewisses wußte niemand, aber die Kunde von einem großen Verrat war schon damals, wie später und wie noch jetzt, eines der schmackhaftesten Reizmittel patriotischer Erregung in Frankreich. Für das zeitgemäße Gegenmittel fehlte es auch nicht an Rat; der sonst so populäre Tribun wurde gelegentlich mit dem Schlachtruf der Straßenhelden: „à la lanterne“ begrüßt, und Marat pries in seiner Zeitung das Universalmittel an: „laßt uns 800 Galgen errichten und an den ersten hängen wir den verruchten Riqueti.“ Ernstlichen Schaden hat seine Popularität dabei doch nicht erlitten.

Es ist nicht zu leugnen, daß Mirabeau selbst durch sein Verhalten diesen Gerüchten über seinen geheimen Abfall Nahrung gab. Zum erstenmal in seinem Leben befand er sich jetzt durch den Sold aus der königlichen Schatulle in opulenten Kassenverhältnissen. Das wäre nicht die Art dieser unbändigen Natur gewesen, eine solche Veränderung mit Mäßigung und Besonnenheit zu genießen. Er hatte auch in den Zeiten der Armut es verstanden, als großartiger Schuldenmacher niemals zu darben; nun hatte er ja die Mittel, als Seigneur zu leben, und zum großen Mißvergnügen des vorsichtigen und besonnenen La Marck zeigte er mit fast prahlerischer Offenheit, daß er jetzt sehr gut bei Kasse war. In der vornehmen Chaussée d'Antin richtete er sich mit ausgesuchtem Luxus ein elegantes Haus ein, mit Schmuck und Zierat jeder Art, mit guten Bildern und einer großen Bibliothek; hier hielt er offene Tafel, und seine Diners genossen den Ruf erlesenster Feinheit; eines Tages, erzählt er selbst, hatte er fünfzig provenzalische Landsleute an seiner Tafel. Ministerkandidat auch in der Kunst der Repräsentation. Von dem Lärmen in Presse und Klubs über den anrüchigen Charakter seines neuen Wohlstandes ließ er sich wenig berühren; Beweise konnte niemand erbringen, und im Grunde, mochte er meinen, war das Geld redlich verdient.

XV.

Zu den Verpflichtungen, die Mirabeau in seinem Pakt mit dem Hofe übernommen hatte, gehörte vor allem auch die Vertretung der Interessen der Krone in der Nationalversammlung und bei der Feststellung der Verfassung. Unmittelbar nach dem Abschluß des Vertrages hatte er Veranlassung, bei einer großen Hauptaktion den Wert seiner Bundesgenossenschaft zu zeigen. Es handelte sich um die große Frage des Rechtes über Krieg und Frieden.

Schon öfter war der Gedanke erwogen worden, ob nicht ein auswärtiger Krieg das beste Hilfsmittel sei, um die revolutionären Leidenschaften im Inneren zu dämpfen, ihnen eine andere Richtung zu geben und der Regierung wieder einen festeren militärischen Halt zu verleihen. An politischem Zündstoff fehlte es nicht; im Orient standen England und das mit Frankreich noch offiziell verbündete Österreich sich in heftiger Spannung gegenüber; in nächster Nähe lockten die verworrenen Verhältnisse in Belgien und in Holland zu gewinnverheißendem Eingreifen. Der Minister des Auswärtigen Graf Montmorin stand kriegerischen Gedanken nicht fern, und neben ihm wiegte sich besonders Lafayette zu Zeiten in der ehrgeizigen Hoffnung, seinen etwas mythischen amerikanischen Kriegsruhm durch die neuen Lorbeeren einer siegreichen Campagne in Holland und Belgien, den verhaßten Engländern zu Trotz, wieder aufzufrischen.

Und nun trat im Frühjahr 1790 ein neuer Streitfall hinzu. An der nordamerikanischen Westküste, auf Vancouvers Island, war der Hafenplatz Nootkasund schon seit längerer Zeit Gegenstand des Streites zwischen spanischen und englischen Ansiedlern. Jetzt hatten die Spanier dort zu den Waffen gegriffen und sich mit Gewalt in Besitz des streitigen Landstrichs gesetzt. Die englische Regierung drohte mit Krieg, und nach dem bourbonischen Familien-

Digitized by Google

Abb. 79. Der Graf von der Provence. Stich von Cathelin nach Drouiſt.

traktat von 1761 war Frankreich in dieſem Fall Spanien zur Hilfe verpflichtet. In der That war Graf Montmorin entſchloſſen, für alle Fälle zu rüſten; Lafayette mit ſeinem Anhang in dem damals eben neugegründeten „Klub von 1789“ nährte die kriegeriſche Stimmung, der Miniſter ordnete die Ausrüſtung von vierzehn Linienſchiffen

Digitized by Google

an und richtete an die Nationalversammlung die Aufforderung zur Gewährung des nötigen Kredits.

Dieser erste Anfang eines Kriegslärms hat zu einer Störung des Weltfriedens nicht geführt; das französische Kabinett gab schließlich seiner Drohung keine Folge, und das verlassene Spanien mußte sich der englischen Übermacht beugen. Aber in Paris entsprang daraus einer der heftigsten parlamentarischen Principienkämpfe.

Während Montmorin und Lafayette, aus sehr verschiedenen Motiven, die englische Herausforderung anzunehmen geneigt waren, stand bei der Jakobinerpartei damals noch der Grundsatz fest, daß es für den Bestand und Fortgang der Revolution keine größere Gefahr gebe, als einen auswärtigen Krieg: er würde die Aufmerksamkeit des Volkes von den inneren Angelegenheiten ablenken, würde die militärische Macht der Krone stärken, den Bankrott herbeiführen und in der allgemeinen Verwirrung den Feinden der Revolution den Weg bahnen zu den verwegensten Reaktionsplänen. Als Wortführer des Jakobinerklubs gab Alexander Lameth gleich im Beginn den Debatten die Wendung, daß vor allen Verhandlungen über Geldbewilligung zuerst die Frage entschieden werden müsse, wem überhaupt verfassungsmäßig das Recht, Krieg zu erklären und Frieden zu schließen, zustehe? Er brachte den Antrag ein, daß dieses Recht nicht dem König, sondern allein der Nationalvertretung zustehe. Zu Grunde lag der entschlossene Wille der Jakobiner, der Regierung keinen Krieg zu gestatten, um der Gefahren willen, womit jeder Krieg, ein siegreicher besonders, die Sache der Freiheit und die Resultate der Revolution bedrohen würde.

Eine große Entscheidungsfrage war gestellt. Wenn die Omnipotenz der Nationalversammlung auch dieses Stück der bisherigen königlichen Prärogative, die Entscheidung über Krieg und Frieden, an sich riß, was blieb dann von wesentlichen Attributen des Königtums überhaupt noch übrig? Die Monarchie, als Titel des französischen Staatswesens, war schon jetzt eine Lüge; sie wurde ein Spott, wenn man dem Monarchen auch dieses Recht entzog.

Eine Woche lang währten unter allgemeiner Aufregung die Verhandlungen. Seit den Tagen des Kampfes um das Veto hatte keine konstitutionelle Frage die Massen in gleiche leidenschaftliche Teilnahme versetzt. Wohl nicht ganz aus eigenem Antrieb; aber seit langem hatte der jakobinische Radikalismus die Waffe der Straßenagitation und Massenerhitzung nicht mit solcher Vehemenz geschwungen, wie in den Tagen dieser Entscheidung, und wie mundgerecht war es, einem Publikum, das in der Atmosphäre der Menschenrechte und der absoluten Volkssouveränität lebte, die dürre Weisheit plausibel zu machen, daß nur die Nation durch ihre Vertreter entscheiden dürfe, ob sie einen Krieg führen wolle, daß der König nur das ausführende Organ des Volkswillens sei, daß so allein die Pest der Kabinettskriege aus der Welt zu schaffen sei.

Es ist unmöglich, hier das Detail der erregten Debatten wiederzugeben. Mirabeau beteiligte sich erst in den letzten Tagen, nachdem er soeben seinen Vertrag mit dem Hofe abgeschlossen hatte; die beiden großen Reden, die er hielt, sind vielleicht seine glänzendsten oratorischen Meisterstücke. Auch er war, wie die jakobinische Linke, aber aus ziemlich entgegengesetzten Gründen, gegen die Provokation eines Krieges; aber um so entschiedener trat er ihr in der konstitutionellen Frage entgegen.

Er nahm den Kampf, wie es scheint, zuerst in dem Sinne auf, das alleinige Recht der Krone über Krieg und Frieden zu verfechten, wenn auch mit einigen verhüllenden Klauseln. „Gibt," sagte er in seiner ersten Rede vom 20. Mai, „eine unverantwortliche Versammlung von siebenhundert Mitgliedern eine bessere Gewähr für einen gewissenhaften Beschluß als ein Monarch mit seinen verantwortlichen Ministern? Sind nur die Könige kriegslustig, kann nicht auch eine parlamentarische Versammlung von der plötzlichen Wirkung ansteckender Leidenschaft hingerissen werden zu einem ungerechten Krieg?" Es war wie eine Vorahnung von 1793. Und wenn man fürchtet, daß ein als Sieger aus dem Krieg heimkehrender Monarch die Verfassung umstürzen und sich zum Tyrannen machen wird, ist diese Gefahr etwa in Republiken geringer? Er erinnert an Hannibal und Cäsar. Es war wie eine Vorahnung Bonapartes.

Digitized by Google

Abb. 80. Danton. Angeblich von J. Baptiste Greuze.
(Nach einem Kohledruck von Braun, Clément & Cie. in Dornach i. E., Paris und New York.)

Die Linke schickte als Gegenredner Barnave auf den Plan. Der jugendliche Advokat aus Grenoble, der neben Mirabeau als der erste Redner der Konstituante galt, ist nach Charakter und Talent eine der sympathischsten Gestalten unter den jakobinischen Führern; Mirabeau selbst, so oft er mit ihm das Schwert zu kreuzen hatte, erkannte seine Bedeutung und sah in ihm einen Mann der Zukunft: „ein junger Stamm, aus dem einst ein Mastbaum werden wird." Mit hinreißender Beredsamkeit verteidigte Barnave das jakobinische Programm; nach seiner Rede am 21. Mai schien der Sieg in der Versammlung entschieden, kaum daß man Mirabeau für den folgenden Tag noch einmal das Wort gestattete. Dann aber sollte Barnave

Digitized by Google

doch seinen Meister finden. Ganz Paris war am 22. Mai von der Aufregung ergriffen. Auf dem Wege zur Nationalversammlung wurde Mirabeau mit wüsten Drohungen von dem tausendköpfig zusammengerotteten Pöbel verfolgt: „ich bedurfte dieser Lehre nicht," sagte er dann auf der Tribüne, „um zu wissen, daß es nicht weit ist vom Kapitol zum Tarpejischen Felsen." In seiner Rede — diesmal frei ohne Manuskript gesprochen — beharrte er nicht ganz auf dem streng exklusiven Standpunkt des ersten Tages, ebenso wie auch bei den Jakobinern eine gewisse Neigung zu Konzessionen sich zeigte; wenn nicht mehr zu retten war, so mußte wenigstens das Recht der königlichen Initiative und Sanktion sicher gestellt werden. Mit vernichtender Kritik zerpflückte er die pathetischen Deklamationen Barnaves über die von einem allzu mächtigen Königtum drohenden Gefahren:

Abb. 81. Alexander Lameth. Stich von L. A. Claessens.

ist denn der mit so vielen Einschränkungen umgebene Monarch in unserer Verfassung ein Despot und kann er es sein? Und wenn man zugibt, daß ein König doch die Mittel der Exekutivgewalt einmal mißbrauchen kann, so ist in allen Regierungsformen diese Möglichkeit vorhanden. Will man deshalb auf die Vorteile des Königtums verzichten? Dann sage man es offen heraus, wir brauchen keinen König, aber sagen Sie nicht: wir brauchen einen machtlosen und nutzlosen König. Wenn Barnave das Recht des Krieges und Friedens für die Nationalversammlung allein fordert, als Vertreterin der Legislativgewalt, so ist das eine Mißdeutung der Verfassung: an der Legislativgewalt hat auch der König Anteil, denn er besitzt das Recht des Veto und der Sanktion; die unglückliche Lehre von der Gewaltentrennung führt auch hier auf Irrwege; jedes Gesetz soll nach der beschlossenen Verfassung zu stande kommen durch einen Beschluß der Nationalversammlung und die Sanktion des Königs, und von dem entscheidungsvollsten Willensakt, der Kriegserklärung, will man den König ausschließen? Mit bestrickender Gewalt der Rede und mit einer Klarheit der Gedankenführung, die etwas Leuchtendes hat, geht dann Mirabeau alle einzelnen Seiten der Frage durch; wenige seiner Reden sind in Ton und Haltung so überlegen siegreich, während er doch zugleich in der Sache einen Schritt rückwärts that und die Amendements des gemäßigten Jakobiners Chapelier annahm. Die Wirkung auf die Versammlung war überwältigend, Barnave verzichtete auf eine Entgegnung; der Antrag Mirabeaus in seiner amendierten Fassung wurde mit großer Majorität angenommen: das Recht der Kriegserklärung steht der Legislative zu, aber nur auf einen Initiativantrag des Königs hin und unter Vorbehalt der königlichen Sanktion.

Mirabeau hatte einen vollen rednerischen Sieg errungen; sachlich war es doch nur ein Kompromiß, was er davontrug; in einer litterarischen Publikation, die er gleich

Digitized by Google

Abb. 82. Der Graf von der Provence, ſpäter Ludwig XVIII.
Gemälde von J. S. Dupleſſis im Muſeum von Chantilly.
(Nach einem Kohledruck von Braun, Clément & Cie. in Dornach i. E., Paris und New York.)

darauf veranſtaltete, hat er durch nachträgliche Redaktionskünſte den Schein zu erwecken geſucht, als ob er niemals mehr erſtrebt habe, als was wirklich erreicht wurde. Jedenfalls aber konnte er aus dem Kampfe mit dem Bewußtſein hervorgehen, für die Krone gerettet zu haben, was noch zu retten möglich war; noch war nicht vorauszuſehen, wie gleichgültig im Grunde alle dieſe heißumſtrittenen Paragraphen waren, wie bald alle dieſe konſtitutionellen Subtilitäten an der brutalen Überlegenheit feindlicher Mächte zerſchellen ſollten.

Digitized by Google

XVI.

Bei den wichtigen Verfassungsberatungen im Sommer 1790 trat Mirabeau weniger in den Vordergrund. Monatelang beschäftigte das große Werk der Civilverfassung des Klerus die Geister. Auf den Wegen, die man nun einmal eingeschlagen, nach der Einziehung des Kirchengutes und entsprechend der allgemeinen Tendenz zur Beseitigung der Privilegien und aller korporativen Autonomien, war es eine Sache von zwingender Folgerichtigkeit, daß auch die alte Kirche ihre alte Verfassung nicht behaupten durfte, sondern den Ordnungen des neuen Gleichheitsstaates sich accommodieren mußte. Freilich schloß dies nicht aus, daß die ebenso unausbleibliche Konsequenz der Maßregel der sofort ausbrechende Bürgerkrieg war; und aus derselben Quelle entsprang, durch die Einwirkung der neuen französischen Kirchenverfassung auf die benachbarten deutschen Staatsgebiete, der erste Konflikt des revolutionären Frankreich mit den Zuständen und mit den Verträgen, auf denen bisher die allgemeine Ordnung der europäischen Staatengemeinschaft beruht hatte. Mirabeau stand principiell durchaus auf dem Boden der Rechtmäßigkeit der Civilverfassung. Bei seiner persönlichen kirchenfeindlichen Stimmung täuschte er sich anfangs über die Stimmung des französischen Volkes: „die Indifferenz ist allgemein; reiche Benefizien gibt es nicht mehr; läßt man den Dingen freien Lauf, so gibt es in dreißig Jahren keine Priester mehr.“ Er wurde bald eines anderen belehrt; gerade in seiner heimischen Provence flammten die religiösen Leidenschaften am wildesten empor: zu allen anderen Verwirrungen auch noch ein kirchliches Schisma, klagte er bald; er verwendete seinen ganzen Einfluß darauf, daß wenigstens auswärtige Verwickelungen vermieden und der Weg friedfertiger Entschädigungsverhandlungen mit den durch die Beschlüsse vom 4. August und durch die Civilverfassung betroffenen deutschen Fürsten eingeschlagen wurde. Die bald folgenden Gewaltthätigkeiten der Nationalversammlung gegen die den Eid auf die Civilverfassung weigernden Priester hat er zu mildern gesucht, ohne Erfolg, aber auch ohne dabei seine Popularität aufs Spiel zu setzen.

Auch in der Abschaffung des Adels, die in dieser Zeit die Nationalversammlung dekretierte, erblickte er eine verkehrte Übertreibung der Gleichheitsleidenschaft: „die Rechtsgleichheit ist unwiderruflich hergestellt, die Privilegien und Monopole des Adels sind geschwunden — aber nichts sitzt fester in den Herzen der Menschen als die Macht der Erinnerungen, und diese sind ein ebenso unzerstörbares als geheiligtes Eigentum; den Adel abschaffen ist leicht, aber man wird immer in Frankreich ein Patriciat nötig haben.“ Er wäre nicht der echte Sohn seines adelsstolzen Hauses gewesen, wenn er leicht den Namen Mirabeau aufgegeben hätte gegen den alten bürgerlichen Riqueti-Namen; „Sie haben,“ sagte er spöttisch zu einem Journalisten, der ihn so genannt hatte, „mit Ihrem Riqueti ein paar Tage lang ganz Europa irre gemacht“; man erzählt, daß er, der Nationalversammlung zum Trotz, jetzt erst seiner Dienerschaft Livreen machen ließ.

Die ernstere Seite des Beschlusses war, daß durch die Aufhebung des Adels in die ohnedies schon in fortschreitendem Auflösungsprozeß befindliche Armee ein neues Element der Zersetzung gebracht wurde. Der ingrimmige Haß der demokratisch erregten Mannschaften gegen die adligen Offiziere gewann neue Nahrung, die radikale Presse reizte zu offener Empörung und zur Ermordung der Verräter; alle Subordination schwand dahin. Mirabeau erkannte die ganze Gefahr, die eine in Anarchie verfallene Armee bedeutete; er wagte den radikalen Antrag, daß die ganze Armee aufgelöst und von Grund aus neu formiert werden müsse. Eine Forderung, die freilich leichter zu stellen als auszuführen war und die bei Mirabeau vielleicht nur einen taktischen Zweck hatte; der Antrag wurde unerledigt beiseite geschoben. Aber wie ernst die Gefahr war, zeigte sich, als kurz darauf die erste militärische Meuterei in größerem Stile losbrach. In Nancy erhoben drei Regimenter sich zu offener Rebellion; nur durch das energische Einschreiten des Gouverneurs von Metz, des tapferen Generals Bouillé, wurde mit einem blutigen Straßenkampf die Empörung niedergeworfen und ihre weitere Ausbreitung gehindert. Alle Beschlüsse der Nationalversammlung über Reformen in der Armee

Digitized by Google

hatten, mit Einführung des Wahlrechtes in den unteren Chargen, mit freigebigen Solderhöhungen für die Mannschaften, Einführung der Geschworenengerichte für militärische Vergehen u. a. m., nur den Zweck, den Machtbereich der Krone auch auf diesem Gebiete in möglichst enge Grenzen einzuschließen.

Überblicken wir die Thätigkeit Mirabeaus in der zweiten Hälfte des Jahres 1790, so ist nicht zu verkennen, daß trotz fieberhaftem Bemühen seine Erfolge nicht groß waren. Es mißlang ihm vieles, er kam nicht weiter. Die Aufgabe, die er übernommen, erschien ihm selbst bisweilen unlösbar für die Kraft eines einzigen Mannes, der keine feste Partei an seiner Seite, Widerstände von rechts und links, keinen Einfluß auf das Ministerium und schließlich auch den König und die Königin nicht sicher in der Hand hatte. Vergeblich bemühte sich Mirabeau mit Lafayette, der durch seine Popularität und durch das Kommando der Nationalgarde jetzt vielleicht die mächtigste Person in Paris war, in ein Verhältnis fester Bundesgenossenschaft zu gelangen; der selbstgefällige General wünschte seinen Einfluß am Hofe und bei dem Pariser Volk nicht mit einem anderen zu teilen.

Abb. 83. Barnave. Stich von Fiesinger nach Guérin.

Am 14. Juli, dem Jahrestag des Bastillesturmes, wurde das große Verbrüderungsfest gefeiert, zu dem aus allen Departements Vertreter entboten waren und wo in stimmungsvoller Feier auf dem Marsfeld die versammelten Massen, Volk, Nationalversammlung, Truppen, Nationalgarde nach Hochamt und Fahnenweihe den Bundeseid auf die (noch nicht vollendete) Verfassung leisteten und zuletzt auch der König von dem aufgerichteten Thron herab den gleichen Eidschwur aussprach. Was das Fest bezeichnete, war die aufrichtige persönliche Begeisterung, die hier noch einmal, besonders von der Mehrzahl der „Föderierten" aus den Departements, Ludwig XVI. entgegengebracht wurde; selbst die Königin empfing ihren Anteil daran. Es zeigte sich, ein wie starker Hebel die royalistische Gesinnung doch in dem größten Teil von Frankreich, außerhalb der Hauptstadt, noch war; zur großen Entrüstung der Pariser Radikalen, denen die servilen Kundgebungen der Provinzialen eine arge Enttäuschung waren: „hätte der König," äußerte später Barnave, „damals die herrschende Stimmung benutzt und sich in die Provinzen begeben, so wären wir alle verloren gewesen."

Mirabeau hatte richtig geschätzt, was aus dieser Festlichkeit für die Sache der Monarchie, für die Popularität des Königs zu gewinnen war. Er hatte den Wunsch, bei dieser Gelegenheit als Präsident der Nationalversammlung aufzutreten (eine Ehrenstellung, die aller zwei Wochen wechselte und die man ihm bis dahin beharrlich versagt hatte); aber Lafayette vereitelte seine Kandidatur und setzte einen Figuranten an die Stelle, der ihn selbst bei dem Feste nicht verdunkelte, wie es der redegewaltige Rivale gethan haben würde. Mirabeau hatte gewünscht, daß die Person des Königs möglichst demonstrativ in den Vordergrund treten müsse: zu Roß müsse er erscheinen und statt des bloßen Eides eine Rede an die Versammlung halten, die er in wohlberechneter Fassung für ihn ent-

Digitized by Google

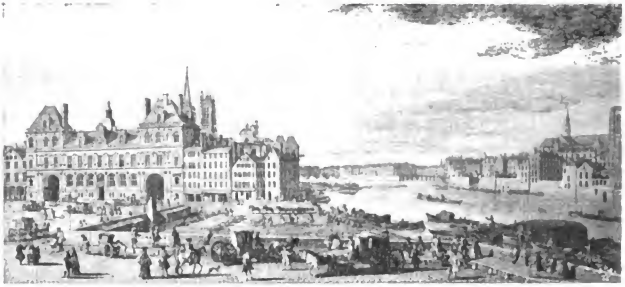


Abb. 84. Das Stadthaus von Paris. Stich von J. Rigaud.

worfen hatte. Ludwig XVI. konnte sich dazu nicht entschließen und begnügte sich mit einer Ansprache an eine bei ihm erscheinende Deputation der Nationalgarde. Mirabeau hatte den Eindruck, daß der König trotz des populären Enthusiasmus doch bei dem Feste nicht zu seinem Recht gekommen sei und daß Lafayette es verstanden hatte, die erste Rolle zu spielen.

Um so mehr kam er jetzt auf den alten Plan zurück, daß der König Paris verlassen müsse; er muß aufhören, der Gefangene Lafayettes und der Pariser Nationalgarde zu sein. Die Entfernung aus Paris darf aber nicht heimliche Flucht sein, sondern muß öffentlich am Tage, im Einvernehmen mit der Nationalversammlung, unter Hinweis auf die Gesundheitsbedürfnisse des Königs und auf seine Jagdgewohnheiten ausgeführt werden; die nur vorläufige Residenz — das war sein alter Satz — darf nicht Metz sein, noch irgend ein Ort in der Nähe der deutschen Grenze, um jeden Verdacht eines Einverständnisses mit den auswärtigen Mächten oder den Emigranten zu vermeiden. Er schlug jetzt Fontainebleau vor, und mit Hilfe La Marcks entwarf er einen ausführlichen Plan, wie der König sich dort zunächst, um keinen Argwohn aufkommen zu lassen, mit Nationalgarden umgeben müsse, die man dann allmählich durch zuverlässige Linientruppen ersetzen könne; war dann auf diese Weise außerhalb der Hauptstadt ein fester königlicher Machtkern gebildet, so konnte man allem Weiteren — und wenn es auch der Bürgerkrieg sein sollte — mit Ruhe entgegensehen. Den Bürgerkrieg aber sah er als fast unvermeidlich an, das einzige denkbare Heilmittel für die jetzige Verworrenheit und weniger zu verabscheuen als die chaotische Anarchie, der man jetzt zusteure.

Wie immer es sich mit der Ausführbarkeit dieser Pläne verhalten mochte — undenkbar war sie gewiß nicht — man ging am Hofe nicht darauf ein, man verhandelte kaum darüber. Es war klar, Mirabeau hatte einen Vertrauensposten ohne Vertrauen; die Räder griffen nicht ineinander; und wenn dann Mirabeau in seinen Noten für den Hof mit ergrimmter Derbheit über die „jämmerliche Lethargie" des Königs sprach, wenn er in der Nationalversammlung und im Jakobinerklub gelegentlich wieder den Redner der Revolution hören ließ, wenn er bei Gelegenheit einer Debatte über die nationale Trikolore das bourbonische weiße Banner als den Deckmantel der Kontrerevolution brandmarkte, so hatte dies alles nicht die von Mirabeau dabei zum Teil beabsichtigte stimulierende Wirkung, sondern steigerte nur die Entfremdung. Nicht lange, so waren in den Tuilerien hinter dem Rücken des geheimen Vertrauten viel geheimere und viel vertrautere Kräfte thätig, und mit dem schwedischen Offizier-Diplomaten Axel von Fersen, mit dem entschiedenen Royalisten Breteuil, mit dem General Bouillé in Metz wurden die ersten Verhandlungen über die Fluchtpläne an die Ostgrenze des Reichs begonnen, die in direktestem Gegensatz zu den Ratschlägen

Digitized by Google

Mirabeaus ſtanden und das Königspaar auf die verhängnisvollſten Pfade führten. Ein paar Wochen vor Mirabeaus Tod war in aller Stille der Plan fertig geworden, im Laufe des April Paris heimlich zu verlaſſen und ſich nach Montmedy zu begeben.

Auch der lang erſehnte Sturz des Miniſteriums Necker im September 1790 hatte für Mirabeau nicht die erwarteten Folgen. Es war die Aſſignatenfrage, die den dauerhaften Miniſter endlich zu Falle brachte, nachdem er zuletzt ſowohl bei dem Hofe, wie in der Nationalverſammlung und bei dem Volke von Paris ſeinen alten Kredit verloren hatte. Die erſten 400 Millionen waren faſt verbraucht, ohne irgend weſentliche Wirkung auf den Stand der finanziellen Kriſis; als die Nationalverſammlung jetzt eine neue weit größere Emiſſion forderte, widerſetzte ſich Necker; gute Gründe gegen die bedenkliche Maßregel ſtanden ihm zu Gebote, aber nur allzu erprobt war auch die Thatſache, daß er im Beſitz anderer rettender Gedanken nicht war. Er ergriff den Anlaß, um ſeine Demiſſion einzureichen, und zog ſich auf ſeine Beſitzung Coppet am Genfer See zurück.

Mirabeau hatte bei dieſen Streitfragen im Bunde mit der jakobiniſchen Linken ſeinen alten Antagoniſten Necker mit allen Waffen bekämpft und freute ſich ſeines Sturzes: das war, perſönlich betrachtet, berechtigt und konſequent. Aber immer hat man mit hartem Tadel es als eine der ſchwerſt begreiflichen Inkonſequenzen in ſeinem politiſchen Wirken bezeichnet, daß er, in Schrift und Wort bisher einer der eifrigſten Gegner alles Papiergeldes, dieſer „cirkulierenden Peſt“, wie er es einſt genannt hatte, jetzt in dem Kampf gegen Necker als beredteſter und durchſchlagender Verfechter des Aſſignatenſyſtems auftrat. Die ſehr ſubtile Frage dieſer Sinnesänderung, die nicht allein als ein taktiſches Manöver zum Sturz Neckers zu verſtehen iſt, kann hier nicht näher erörtert werden; man wird, neben anderen Erklärungsgründen, darin vielleicht auch ein Symptom des politiſchen Peſſimismus zu erkennen haben, der ſich jetzt Mirabeaus mehr und mehr bemächtigte: wer den Bürgerkrieg bereits als eine faſt

Abb. 85. Sitzungsſaal im Stadthauſe von Paris. Sitzung vom 15. Januar 1790. Stich von Berthault.

Digitized by Google

herbeizuwünschende Chance ins Auge gefaßt hatte, der mochte auch das finanzielle Chaos mit in Kauf nehmen; man befriedigte mit einer neuen Emission das augenblickliche Bedürfnis, mit den Folgen mochte die ohnedies dunkle Zukunft sich abfinden.

Nicht daß Mirabeau von dieser pessimistischen Va-banque-Stimmung sich ausschließlich beherrschen ließ; aber je länger je mehr bildete sie in den letzten Monaten seines Lebens ein wichtiges Element seines politischen Denkens; sie sollte bald einen sehr charakteristischen Ausdruck erhalten.

Eine längere Ministerkrisis folgte auf den Abgang Neckers. An einen Eintritt Mirabeaus war fürs erste nicht zu denken. Vielmehr trug er sich eine Zeit lang mit dem Gedanken, dem König die Bildung eines Ministeriums mit einigen jakobinischen Mitgliedern plausibel zu machen. Er selbst nahm damals im Jakobinerklub eine sehr angesehene Stellung ein; mit der Annahme seines Vorschlags, rechnete er, würde die Regierung eine gewisse Fühlung mit dieser mächtigen Fraktion gewinnen, könnte sich von dem anspruchsvollen Einfluß Lafayettes losmachen, und — „Jakobiner als Minister werden bald aufhören Jakobiner zu sein; wenn man ihn ans Steuer setzt, so wird auch der exaltierteste Demagog, sobald er das Übel in der Nähe sieht, bald die Ungenügendheit der königlichen Macht erkennen und den Fehler zu verbessern suchen." Eine subtile Berechnung, die sich freilich in der Folge doch trügerisch erwies.

Dagegen kam ihm selbst jetzt ein sehr unerwarteter Antrag von anderer Seite. Der Minister des Auswärtigen, Graf Montmorin, ein wohlgesinnter, aber nicht sehr hervorragender Herr, der sich bisher immer mit Necker eng zusammengehalten hatte, fühlte sich nach dem Abgang dieses Kollegen im Ministerium ziemlich isoliert, überdies durch die Einmischung Lafayettes häufig geniert, und empfand das Bedürfnis, sich unter der Hand eine geheime Unterstützungskraft beizugesellen. Durch die Vermittelung La Marcks ließ er Mirabeau eine Art „Koalition" anbieten. Nach einigem Zögern ging dieser auf den Antrag ein; am 5. Dezember 1790 fand in später Nachtstunde eine geheime Zusammenkunft der

Abb. 86. Verbrüderungsfest auf dem Marsfeld zu Paris am 14. Juli 1790. Stich von Berthault.

Digitized by Google

Abb. 87. Die königliche Familie auf der Heimkehr von der Flucht nach Varennes.

beiden Männer statt, man verständigte sich vorläufig und Mirabeau versprach ein eingehendes Aktionsprogramm vorzulegen.

Eine höchst seltsame Kombination. Mirabeau war damals für einige Wochen der erwählte Präsident des Jakobinerklubs; er war zugleich der besoldete geheime Ratgeber des Königs und der Königin; er wurde jetzt der gleichfalls geheime Vertrauensmann und Verbündete des Ministers Montmorin.

Zum erstenmal gewann er jetzt einen wirklichen Einfluß auf die Führung der Regierungsgeschäfte. Montmorin brachte ihm volles Vertrauen entgegen, besonders auch in der Behandlung seines eigentlichen Ressorts, der auswärtigen Angelegenheiten; und da Mirabeau als fast der einzige in der Nationalversammlung, der von auswärtiger Politik wirkliche Kenntnisse und Erfahrungen besaß, die entscheidende Stimme in dem „diplomatischen Komitee" hatte, so wurde es möglich, auf diesem Gebiet ein fruchtbares Zusammenwirken herzustellen. Es galt vor allem jetzt auswärtige Verwickelungen zu vermeiden. Mirabeau ist der Vertreter einer konsequenten Friedenspolitik: Frankreich braucht für jetzt den Frieden, der König braucht ihn, die Revolution braucht ihn. „Die Feindschaft zwischen England und uns wird ewig bestehen; sie wird von Jahr zu Jahr wachsen, in dem Maße wie die englischen Industrieprodukte zunehmen oder, richtiger gesagt, die unserigen." Aber trotzdem wirkt er dafür, daß die Beziehungen zu England, die eine Zeit lang gereizt gewesen waren, wieder auf besseren Fuß gebracht wurden; und dem Deutschen Reich und den geschädigten deutschen Fürsten gegenüber setzte es Mirabeau in der Versammlung durch, daß die positiven historischen Rechte, mit denen man sich hier in Konflikt sah, nicht durch naturrechtliche Machtsprüche einseitig aufgehoben werden dürften, sondern der Weg friedlicher Kompensationsverhandlungen einzuschlagen sei. Mirabeau hat auf die erste Phase dieser Verwickelungen mit den deutschen Nachbarfürsten, in der noch eine billige Verständigung gesucht wurde und möglich schien, offenbar einen bestimmenden Einfluß ausgeübt. Freilich ließ er

Digitized by Google

auch wohl gelegentlich die Äußerung fallen, in Sachen der auswärtigen Politik hätten überhaupt nur die Fachleute mitzureden, was dann in der radikalen Presse als frevelhafter Hochmut gegeißelt wurde.

Auch in der Emigrantenfrage, die jetzt begann ihre Schatten vorauszuwerfen, suchte Mirabeau für Mäßigung und Gerechtigkeit zu wirken. Als im Februar 1791 zwei Tanten des Königs, die sich für alle Fälle in Sicherheit zu setzen wünschten, sich anschickten nach Italien zu reisen, erhob sich dagegen ein großer Sturm; man sah darin ein Vorspiel der Emigration des Königs selbst, forderte ein Verbot; die beiden alten Damen wurden unterwegs zweimal angehalten und erreichten nur mit Mühe die Grenze. Aber von jakobinischer Seite wurde daran sofort der Versuch geknüpft, ein Emigrantengesetz durchzusetzen, durch welches die Auswanderung überhaupt erschwert und straffällig gemacht werden sollte: ein schwieriges Beginnen allerdings (wenigstens jetzt noch) angesichts einer Verfassung, an deren Spitze die Deklaration der Menschenrechte stand. Mirabeau scheute sich nicht, bei dieser Frage seine Freundschaft mit dem Jakobinerklub in die Schanze zu schlagen. Er erhob den schneidendsten Widerspruch gegen die brutale Tyrannei eines solchen Gesetzes, das außerdem praktisch unausführbar sei; vor Jahren hatte er in seinem offenen Brief an den neuen König Friedrich Wilhelm II. von Preußen die Auswanderungsfrage theoretisch behandelt und sich für die volle Freiheit der Auswanderung ausgesprochen; auf diese Stelle berief er sich jetzt; nie werde er seine Zustimmung geben zu der Infamie einer solchen Diktatur, wie sie hier geplant werde: „ich schwöre Ihnen", so schloß er, „wenn ein solches Gesetz durchgeht, ich werde ihm nie gehorchen." Und als das laute Murren der jakobinischen Linken über sein diktatorisches Gebaren ihn im Sprechen unterbrach, schmetterte er den Gegnern sein „Silence aux trente voix!" ins Gesicht, das lange Zeit ein parlamentarisches geflügeltes Wort geblieben ist. Der Gegenstand wurde schließlich vertagt und damit fürs erste unschädlich gemacht.

XVII.

Genug von diesen Einzelverhandlungen, von denen hier nur einige der wichtigsten berührt werden konnten. Der innerste Kern von Mirabeau's politischem Denken in den letzten Monaten seines Lebens offenbart sich in anderem Zusammenhang.

Die „Koalition" zwischen ihm und Montmorin, von welcher auch der König und die Königin in Kenntnis gesetzt wurden, hatte zum Zweck nicht nur das Zusammenwirken in einzelnen Fragen der inneren und äußeren Politik, sondern sollte vor allem die Einleitung werden zu einer einheitlichen Gesamtpolitik der Regierung in allen seit dem Beginn der Revolution aufgetauchten Kapitalfragen über die zukünftige Gestaltung des französischen Staatswesens.

Bedrohlicher als je ließen sich die öffentlichen Zustände an. Neben der mühselig niedergehaltenen Pöbel- und Klubherrschaft in der Hauptstadt erhob die Anarchie in den Provinzen immer zügelloser das Haupt; aus allen Departements aufregende Nachrichten, Emeuten hier und dort, die Behörden ohnmächtig oder der Anarchie dienstbar, die Truppen und Nationalgarden unzuverlässig oder meuterisch; in der Provence besonders der wildeste Schreckenszustand, Aix und Marseille in der Hand des aufständischen Pöbels — und dem allen gegenüber die nominelle Exekutivgewalt in Paris in voller Ohnmacht, gelähmt durch die usurpierte, in alle Zweige der Verwaltung eingreifende Macht der Nationalversammlung und durch den Schrecken vor der wilden Gewalt der radikalen hauptstädtischen Demokratie.

Im Hinblick auf diese Lage der Dinge überreichte Mirabeau am 23. Dezember 1790 dem Minister eine ausführliche Staatsschrift: „Überblick über die Lage Frankreichs und über die Mittel, um die allgemeine Freiheit mit der königlichen Autorität zu vereinigen." Ein Memoire von dem Umfang eines kleinen Buchs und von dem merkwürdigsten Inhalt.

Eine meisterhafte Schilderung der Schwierigkeiten und Gefahren, worin der Staat sich befindet, geht voran; man kann die negativen Resultate der bisherigen Entwickelung seit Beginn der Revolution — im Sinne der monarchisch-konstitutionellen Auffassung — nicht treffender zusammenfassen. Aber den wichtigsten Teil der Schrift bilden die praktischen Heilmittel, die Mirabeau vorschlägt.

Digitized by Google

Abb. 88. Mirabeau 1789. Stich von B. Lantelme.

Digitized by Google

Von dem alten Satz, den er schon oft ausgesprochen, geht er aus: Kontrerevolution und Rückkehr zum ancien régime ist unmöglich und ist selbst im Interesse der Monarchie nicht zu wünschen. Die fundamentalen Resultate der Revolution, wie sie in der Verfassung niedergelegt sind, Vernichtung des Feudal- und Privilegienstaates, Teilnahme der Volksvertretung an der Regierung, vollkommene Rechtsgleichheit aller Bürger, Freiheit der Presse ꝛc., müssen als unwiderrufliche Thatsachen acceptiert werden.

Aber zugleich hat diese neue Verfassung unerträgliche Mängel, die eine Revision erfordern; so wie sie jetzt gegeben ist, ist sie „ein konfuses Gemisch von Demokratie, Aristokratie und Monarchie". Die Stellung der Monarchie ist zur völligen Nichtigkeit herabgedrückt; das neue demokratische, auf Volkswahlen beruhende Verwaltungssystem entzieht der Exekutive jeden Einfluß auf den Gang der Geschäfte. Es muß ein Zustand wiedergewonnen werden, in dem der König und die verantwortliche „Regierung" auch wirklich regieren kann.

Die unerläßliche Revision der Verfassung kann nicht von dem König vorgenommen werden, sondern nur von der gesetzgebenden Volksvertretung, unter Sanktion des Königs. Von der jetzigen Konstituante oder von der folgenden Legislative? Mirabeau kommt nach eingehenden Erwägungen zu dem Schluß, daß die jetzt tagende Versammlung für diese Aufgabe nicht zu gewinnen und auch dafür untauglich sein werde; die Revision wird die Sache der künftigen Volksvertretung sein. Es muß eine ausdrückliche Bestimmung in die Verfassung gebracht werden, daß jede Legislatur die Vollmacht besitzt, auch Konstituante zu sein d. h. die Verfassung wesentlich neu zu gestalten; er wirft im Zusammenhang damit den Gedanken hin, daß es zweckmäßig sein würde, die Mitglieder der gegenwärtigen Nationalversammlung von der Wahl in die nächste Legislative auszuschließen (ein Gedanke, der von anderer Seite her und aus anderen Motiven später wirklich zur Ausführung gebracht wurde).

Dieser künftigen Revision aber muß der Boden bereitet werden. Die öffentliche Meinung ist jetzt dafür noch nicht reif; sie muß dafür erzogen und gewonnen werden. Dafür entwirft Mirabeau seinen Feldzugsplan. Die eine Aufgabe ist, die jetzige Nationalversammlung systematisch zu ruinieren und in der öffentlichen Meinung herunterzubringen. Eine lange Reihe raffinierter Mittel und Kunstgriffe zu diesem Zweck wird aufgestellt: man muß die Versammlung nicht zur Ruhe kommen lassen, sondern ihre Aufregung zu steigern suchen; man muß sie zu Beschlüssen treiben, die die Unzufriedenheit, besonders in den Provinzen, steigern; man muß sie reizen, immer von neuem die Hauptstadt Paris zu begünstigen und dadurch die Eifersucht der anderen Städte und des flachen Landes zu wecken; man muß sie zu Maßregeln verleiten, durch welche die Departements sich in ihren Rechten bedroht fühlen; man muß die Einreichung populärer Petitionen an die Versammlung veranstalten, welche diese auf Grund der „Principien" abweisen muß; man muß nutzlose Verhandlungen endlos ausdehnen; man muß die Versammlung auf die Wege führen, alle Regierungsgewalt mehr und mehr selbst in ihre Hand zu nehmen — „das wird die allgemeine Desorganisation befördern und die Anarchie steigern, aber es wird auch zugleich eine Krisis vorbereiten und das Gefühl verbreiten, daß man keine andere Zuflucht hat, als bei der Autorität der monarchischen Regierung".

Kurz, mit einer fast diabolischen Raffiniertheit wird der Plan eines geheimen Feldzugs gegen die Nationalversammlung entworfen, der darauf ausgeht, sie in der öffentlichen Meinung des Landes zu diskreditieren und das Verlangen nach anderen Zuständen wachzurufen. Zugleich aber muß alles geschehen, um den König und die Königin zu „popularisieren". Sie müssen sich häufig öffentlich zeigen, auf den besuchtesten Spaziergängen, in Hospitälern, in den Armenhäusern, in Fabriken; der König muß bisweilen in der Nationalversammlung erscheinen, Revuen über die Nationalgarde abhalten ꝛc.

Das alles, sagt Mirabeau, kommt ja freilich auf „dunkle Intriguen und künstliche Verstellung" hinaus; aber man muß sich mit denselben Waffen verteidigen, mit denen man angegriffen wird.

Aber es bedarf der „dunklen Intriguen" noch mehr. Es muß eine wirksame geheime

Digitized by Google

Organisation geschaffen werden, um überall die öffentliche Meinung zu beeinflussen und zu leiten. Zunächst muß der Minister, um den geplanten Einfluß in der Nationalversammlung ausüben zu können, eine geheime Verbindung mit einer kleinen Anzahl von Deputierten aus den verschiedenen Parteien unterhalten: einige Mitglieder der Rechten, wie Cazalès, aus den Mittelparteien u. a. Talleyrand, auch einige Jakobiner, auch Barnave; aber keine dieser Gruppen darf von der Mitwirkung der

Für die Einwirkung auf die Provinzen darf man sich nicht auf das gefährliche Mittel der Korrespondenzen einlassen; man muß etwa vierzig wohlbezahlte Agenten in die Departements schicken, die in allem Geheim von dem Minister gewählt werden und sich gegenseitig nicht kennen dürfen. Über ganz Frankreich hin hat diese geheime Agentenkohorte ihre Wirksamkeit auszudehnen, wichtige Persönlichkeiten und Körperschaften zu bearbeiten, Parteigänger zu gewinnen, Stimmung zu machen und über

Abb. 89. Cabanis, der Arzt Mirabeaus.

anderen wissen, jede muß glauben, allein im Vertrauen des Ministers zu sein; nur Montmorin und Mirabeau kennen die ganze Maschinerie; in geheimen nächtlichen Zusammenkünften müssen die Rollen verteilt, die Geschäfte verabredet werden; der letzte Zweck der Koalition wird keinem mitgeteilt, er bleibt das Geheimnis des Ministers und Mirabeaus.

Um die Stimmung von Paris zu überwachen und zu beeinflussen, muß eine Geheimpolizei eingerichtet werden, die dem Minister Tag für Tag Bericht erstattet über ihre Beobachtungen und von ihm ihre Instruktionen empfängt.

alles genaue Berichte zu erstatten oder detaillierte Fragebogen auszufüllen, und dies alles wird dann im Ministerium durch ein besonderes geheimes Bureau zusammengestellt und bearbeitet. Zugleich müssen geeignete Druckschriften aller Art in einem geheimen Preßbureau hergestellt und in Paris und den Provinzen verbreitet werden.

Im letzten Hintergrund aller dieser vorbereitenden Pläne stand dann der von Mirabeau schon anderweit entwickelte Gedanke, daß zu geeigneter Zeit der König sich dem Druck der Hauptstadt entziehen, seine Residenz in die Provinz verlegen und von dort aus das Unternehmen, nicht einer

Digitized by Google

Abb. 90. Mirabeau. Gegneriſches Blatt.

Kontrerevolution, aber einer verbeſſerten Verfaſſungsgründung, einer „Kontrekonſtitution“ in Verbindung mit einer neugewählten Legislative ins Werk ſetzen müſſe. Führt das zum Bürgerkrieg, ſo muß er geführt werden, und Mirabeau hielt eine ſolche die Seelen läuternde und ſtählende Kriſis noch nicht für das ſchlimmſte der drohenden Übel. Aber er iſt vielleicht zu vermeiden; Mirabeau betont immer, daß die vorzunehmende Aktion langſam und vorſichtig geführt werden müſſe; die Nationalverſammlung muß man ruhig noch eine gute Weile weitertagen laſſen; ſo kann es vielleicht doch erreicht werden, daß das Werk ohne eine große Erſchütterung (sans secousse) zu Ende geführt wird.

Wir haben den Inhalt dieſes Memoires etwas ausführlicher mitgeteilt. Man kann es gleichſam als das politiſche Teſtament Mirabeaus bezeichnen. „Befolgt man dieſen Plan“, ſagt er am Schluß, „ſo kann man noch alles hoffen; thut man es nicht, ſo gibt es kein Unheil, auf das man nicht gefaßt ſein muß, vom Mord bis zur Plünderung, von dem Sturz des Thrones bis zur Auflöſung des Reichs. Welch anderes Hilfsmittel bleibt uns noch? Dieſe eine Kraftanſtrengung muß noch gemacht werden, aber es iſt die letzte. Verzichtet man darauf oder ſcheitert man mit ihr, ſo breitet ſich das Leichentuch über dieſes Reich aus. Was wird ſein weiteres Schickſal ſein? Ich weiß es nicht; aber wenn ich ſelbſt dem allgemeinen Schiffbruch entrinne, ſo werde ich in meiner

Digitized by Google

Zurückgezogenheit mit Stolz sagen: ich habe mich dem Verderben ausgesetzt, um alle zu retten; sie haben es nicht gewollt."

Es ist nicht schwer, die Schwierigkeiten ausfindig zu machen, die der Verwirklichung des verwegenen Planes im Wege standen, und ihn danach ein Hirngespinst zu schelten — man würde auch die politische Bedeutung von Machiavells Principe niedriger einschätzen müssen, wenn man sie allein mit dem Maßstab der Ausführbarkeit messen wollte. Unausführbar aber dürfte man den Plan Mirabeaus nicht nennen; es ist eine Fülle von staatsmännischer, realpolitischer Gewalt in ihm. Ein so praktischer und besonnener Politiker wie Malouet ließ sich von seiner Richtigkeit überzeugen. Aber das Ziel, das er erstrebt, die Herstellung einer geordneten, starken monarchischen Regierungsgewalt auf dem Boden der Revolution, ist nur mit ungeheuerlichen Mitteln jetzt noch zu erreichen; der politische Pessimismus und eine tiefe Menschenverachtung ließen Mirabeau vor keiner Waffe und vor keiner Bundesgenossenschaft zurückschrecken; Lüge und Verstellung, Spionage und Korruption müssen von dem Zweck geheiligt, mit elenden käuflichen Subjekten muß die Arbeit ausgeführt werden — man muß Verrat üben, um den Staat zu retten.

Das Wort Rankes kommt uns in den Sinn, womit er seine Betrachtungen über Machiavells Principe abschließt: „Uns laßt endlich gerecht sein. Er suchte die Heilung Italiens; doch der Zustand desselben schien ihm so verzweifelt, daß er kühn genug war, ihm Gift zu verschreiben."

XVIII.

Daran war freilich nach der Lage der Dinge und nach der Art der beteiligten Personen nicht zu denken, daß dieser konsequent gedachte Plan auch konsequent ausgeführt worden wäre. Er ist im allgemeinen acceptiert worden. Montmorin zeigte sich mit dem Aktionsplan einverstanden; aber zu energischer Führung war er wenig geeignet, der immer für sich selbst einer Führung bedurfte. Der König äußerte, es werde wohl nicht so schlimm

Abb. 91. Trauerfeierlichkeit für Mirabeau am 4. April 1791. Stich von Berthault.

Digitized by Google

sein, wie Mirabeau meine, ließ ihn aber gewähren; er teilte seine Pläne sogar dem General Bouillé in Metz mit, mit dem noch immer die geheimen Fluchtpläne verhandelt wurden, und dem tapferen Militär leuchteten sie ein, besonders auch der Gedanke Mirabeaus, daß der König nicht nach Metz oder Montmedy, sondern etwa nach Fontainebleau oder Compiegne sich begeben müsse. Von anderen Seiten erhob man Einwendungen über die Schwierigkeiten der Ausführung; viel Geld gehörte zu dem Unternehmen, und die Kosten konnte nur die ohnehin schwer belastete Civilliste tragen. Trotz allem ist in den nächsten Wochen, soviel man sehen kann, doch ein Anfang gemacht worden. Montmorin begann die neue Parteibildung in der Nationalversammlung in die Hand zu nehmen und mit offener Hand einzelne einflußreiche Deputierte in das Interesse der Regierung zu ziehen; auch die Organisation der geheimen Polizei für Paris wurde in Angriff genommen. Und für alles, was geschah, war Mirabeau die treibende und inspirierende Kraft.

Aber doch auch nur dies: ein hinter den Kulissen rastlos sich mühender Arbeiter in zweideutiger Stellung, von beschränktem, vielbestrittenem Einfluß. Wer kann sagen, was er zur Ausführung seiner Pläne geleistet haben würde, wenn er Minister war, mit dem vollen Vertrauen des Hofes, mit der freien Verfügung über die Machtmittel der Regierung. Aber in der That war und blieb er doch nur der große Staatsmann in partibus, angewiesen allein auf die Gewalt seiner Persönlichkeit, auf die Überlegenheit seiner Talente und auf die Unterstützung weniger verständnisvoller Gesinnungsgenossen.

Angewiesen aber zugleich auch auf die Ursprungsquelle seiner Macht und Bedeutung: auf seine einflußreiche parlamentarische Stellung und auf seine Volkstümlichkeit bei den Massen. So gering er jetzt von der Nationalversammlung dachte, so notwendig erschien es ihm, sie nicht aus der Hand zu lassen; so hochmütig er im Grunde den Pöbel verachtete, so sehr war es ihm teils persönliches Bedürfnis, teils politisches Aktionsmittel, seine Huldigungen zu empfangen und eine gewisse geistige Herrschaft über ihn auszuüben. Seine äußere Stellung war nicht so hoch und nicht so sicher, daß der Staatsmann den Parlamentarier und den Demagogen ganz hätte entbehren können. Nach allen Seiten hin glaubte er Fühlung behalten zu müssen. Als im Januar die Nationalgarde seines Distriktes ihn zum Bataillonskommandanten erwählte, nahm er auch diesen Posten an; es war eine gute Gelegenheit, um dem Oberstkommandierenden Lafayette etwas auf die Finger sehen zu können: „man muß", schrieb er in seiner Note an den Hof, „im Theater bisweilen hinter den Vorhang gehen und dem Maschinisten zusehen." Aber natürlich fühlten bei dieser allseitigen Bethätigung sich alle Parteien ihm gegenüber unsicher, und der Spott Camille Desmoulins war begreiflich über die „Ubiquität" des Mannes, „der mit den Jakobinern dejeuniert, in dem Klub von 1789 diniert und mit La Marck und den Monarchisten soupiert".

Trotz aller Gerüchte und Bedenken aber war in den letzten Monaten seines Lebens sein Ansehen in der Nationalversammlung im steten Wachsen; selbst die altroyalistische Rechte, die ihn bisher immer mit feindseligem Hohn behandelt hatte — am empfindlichsten sein eigener Bruder, der Vicomte Boniface, dem sein überstattlicher Leibesumfang den Spitznamen Mirabeau-Tonneau einbrachte — begann jetzt ihn mit Achtung zu behandeln. In der jakobinischen Partei hatte er zwar von dem führenden Triumvirat die Lameth und Duport zu geschworenen Feinden, aber mit Barnave verband ihn eine gewisse gegenseitige Sympathie, und bei der Masse der Jakobiner war er zwar gefürchtet, aber geehrt. Einen eigentlichen Führer der Nationalversammlung gab es nicht; aber es gab auch keinen, der dieser Rolle näher gestanden hätte als Mirabeau.

Wiederholt hatte er sich um das Ehrenamt des Präsidiums beworben; durch verschiedene Einflüsse war er immer bei der Wahl unterlegen. Jetzt wurde er für die erste Hälfte des Februar 1791 mit großer Majorität gewählt — der dreiunddreißigste in der Reihe der seit dem Mai 1789 aus der Wahlurne hervorgegangenen Präsidenten — und die späte Ehrung gab ihm Gelegenheit, nach einer neuen Seite hin die Vielseitigkeit seiner Begabung zu zeigen. Er besaß auch ein hervorragendes Präsidialtalent. Alle Zeugnisse stimmen darin über-

Digitized by Google

ein, daß er es meisterhaft verstand, diese schwer zu beherrschende Versammlung zu beherrschen. Noch nie waren die Verhandlungen so zweckmäßig geleitet, die Würde und Ordnung der Sitzungen so streng gewahrt worden; blitzschnelle Übersicht, Geistesgegenwart, schlagfertig geistreiche Impromptus standen ihm gleichmäßig zu Gebote; „in den vierzehn Tagen seiner Präsidentschaft," schreibt der englische Gesandte Lord Gower,

Für eine Frist von vierzehn Tagen. Der große Plan Mirabeaus war auf weitere Dimensionen angelegt. Was immer von hemmenden, ablenkenden, irrenden Momenten ihm durch die Seele und durch das Leben ging, unzweifelhaft hat er in den wesentlichen Umrissen an ihm festgehalten bis zuletzt; er ist sein letztes Wort für die Rettung der französischen Monarchie gewesen. Noch in seinen letzten Lebenswochen taucht

Abb. 92. Ankunft Mirabeaus im Elysium.
Stich von L. J. Masquelier nach J. M. Moreau d. J.

„ist mehr wirklich gearbeitet worden, als sonst in Monaten."

Seltsames, widerspruchsvolles Thun: der Verfasser der großen Denkschrift vom 23. Dezember verkündet als einen wichtigsten Teil seines Feldzugsplanes die Aufgabe, die Nationalversammlung zu kompromittieren und auf verderbliche Wege zu leiten; als Präsident der Versammlung thut er das Gegenteil und zeigt, wie eine solche Körperschaft richtig geführt werden kann. Der persönliche Ehrgeiz und die Virtuosität des Könnens suspendierten für eine kurze Frist die konsequente Durchführung der politischen Aktion.

immer wieder der Gedanke auf, daß eine neue Wendung der Dinge ihn vielleicht doch noch in den Besitz der Gewalt, in das Ministerium bringen könne. Daß die Führung des Hofes bereits thatsächlich seinen Händen entglitten, daß Ludwig XVI. entschlossen war, Ende April den geheimen Fluchtversuch an die Ostgrenze zu wagen und über Varennes nach Montmedy zu entrinnen, hat er, wie es scheint, nicht durchschaut.

* * *

Neben allen geistigen Kämpfen hatte er seit Jahren den Kampf zu führen gehabt mit einem hünenhaft robusten, aber von

Digitized by Google

innerem Siechtum verzehrten, von übermäßiger Arbeit und von wildem Genußleben aufgeriebenen Körper. Es war in ihm eine intensive Lebenskraft ohnegleichen: „bis ich Mirabeau kannte," sagt Dumont, „habe ich keine Vorstellung davon gehabt, was in der Zeit von vierundzwanzig Stunden ein Mensch alles thun kann." Und daneben bezeugt La Marck, solange er ihn kenne, habe er ihn keinen Tag völlig gesund gesehen. Es war eine Häufung von verschiedenen schwersten körperlichen Leiden, die er zu tragen hatte. Eine Krankheitsgeschichte soll hier nicht gegeben werden. Am empfindlichsten war das unbezwingliche Augenleiden, dessen Ursprung er der Kerkerzeit von Vincennes zuschrieb. Aber nur von den heftigsten Anfällen ließ er sich in seiner rastlosen Thätigkeit unterbrechen; fiebernd und von Schmerzen gepeinigt erschien er doch in der Nationalversammlung; wiederholt bestieg er die Tribüne fast blind, Stirn und Augen verbunden, an den Schläfen noch die frisch blutenden Wunden von den eben erst abgenommenen Blutegeln. Aber ebenso energisch wie das Leiden war auch das Genießen. Das heiße provenzalische Blut ließ ihm keine Ruhe; „die Dämonen der Leidenschaft hielten ihn," sagt die Staël einmal, „umstrickt wie die Schlangen den Laokoon"; und auf die arbeitsvollen Tage mit ihrer geistigen Überanstrengung folgten nicht selten die üppigen Gelage der Nächte in der zweifelhaftesten Gesellschaft. Noch in der Woche vor seinem Tode nahm er, aufs tiefste erschöpft, den lebhaftesten Anteil an den Debatten der Nationalversammlung. Da stand der wichtige Verfassungsartikel über die Regentschaft auf der Tagesordnung; da galt es, die Interessen des getreuen Freundes La Marck wahrzunehmen bei der Beratung über das Bergwerksgesetz — dieser Freundschaftsdienst war sein letztes; unmittelbar darauf brach er zusammen: „Ihre Sache ist gewonnen," sagte er zu La Marck, „aber ich sterbe."

Das war am 27. März. Fünf Tage noch stritten sich Tod und Leben um den gewaltigen Menschen. Er wohnte dem Akt seines Sterbens mit klarem Geiste gleichsam als beobachtender Zeuge bei. Er hatte das Bewußtsein, daß sein Tod ein Ereignis sei. „Feiert man schon das Leichenbegängnis Achills?" fragte er, als er fernen Kanonendonner hörte. Er wünschte einen stilvollen Tod zu sterben, antike Vorbilder schwebten ihm vor. „Heute sterbe ich," sagte er am letzten Tage zu seinem Arzt Cabanis, „jetzt bleibt nur noch eines zu thun übrig — sich zu salben, sich mit Blumen zu kränzen und unter den Klängen von Musik auf angenehme Weise in den Schlaf einzugehen, aus dem man nicht wieder aufwacht." Die theatralische Natur des Provenzalen kommt noch einmal zum Durchbruch — „er hat seinen Tod selber dramatisiert," sagte Talleyrand. Und an der Füllung der Bühne mit reichlichem Personal fehlte es nicht. Das Sterbehaus war umdrängt von teilnehmenden Volksgruppen, Deputationen erschienen und wurden zugelassen, im Vorzimmer des Sterbenden begegneten sich die Botschaften des Königs und des Jakobinerklubs, um sein Lager standen seine Schwester und seine nächsten Freunde. In die Hand des getreuen La Marck, den er schon früher zum Anwalt seines Namens in der Geschichte erwählt hatte, wurden die wichtigsten geheimen Papiere niedergelegt und noch manches ernste Wort getauscht: „ich nehme das Leichengewand der Monarchie mit mir; um ihre Trümmer werden sich nun die Parteien streiten." Zuletzt lange Delirien zwischen schmerzstillendem Opiumschlaf — am Morgen des 2. April 1791 war der schwere Kampf zu Ende.

Nicht ganz zwei Jahre waren vergangen, seitdem Mirabeau bei jener Eröffnung der Reichsstände, von der wir im Eingang dieser Erzählung berichtet haben, als übelberüchtigter Abenteurer mit abweisender Feindseligkeit empfangen worden war. Jetzt wurden dem Toten fast königliche, ja mehr als königliche Ehren dargebracht. Sein Leichenbegängnis war eine Feier, wie sie Paris noch nie gesehen hatte. Offizielle Ehrung und aufrichtige Trauer vereinigten alle Elemente, von den Spitzen der Behörden, von den städtischen und staatlichen Körperschaften, von den Linientruppen und Nationalgarden bis zu dem zahllosen Trauergefolge aus allen Kreisen des Volkes. Es war beschlossen worden, die Leiche in der Kirche der heiligen Genoveva beizusetzen, die fortan als Pantheon die Grabstätte der Größten der Nation sein sollte; bald darauf wurden dem Sarge des großen Tribunen die irdischen Reste von Carteſius, Rouſſeau und Voltaire

Digitized by Google

gefellt. Nicht ganz schwieg der Widerspruch. Im Jakobinerklub war es Robespierre selbst, der die Genossen aufforderte, dem großen Bürger und Patrioten die letzte Ehre zu erweisen; aber es gab auch eine tiefer liegende Schicht, für die das Wort Marats berechnet war, womit er das Volk zur Freude aufrief, daß mit dem Tode des „verruchten Riqueti“ es einen Verräter weniger in Frankreich gebe.

Damals verhallte diese Stimme über den Klängen der Huldigung für einen genialen Menschen, den man hassen konnte, aber doch bewundern mußte, dessen Wirken man mit Zweifel und Mißtrauen betrachten mochte, dessen Namen aber doch für immer eine von den großen Erinnerungen des französischen Volkes bleiben werde.

Zwei Jahre später, nachdem Charlotte Corday ihr Werk gethan, wurden die Gebeine Mirabeaus durch Beschluß des Konventes — „considérant qu'il n'y a pas de grand homme sans vertu“ — des Platzes im Pantheon für unwürdig erklärt; sie mußten weichen — der blutbefleckten Leiche Marats.

Wir sind am Ende unserer Erzählung. Man hat oft zustimmend das Wort eines Zeitgenossen wiederholt, daß Mirabeau gerade zur rechten Zeit für seinen Ruhm gestorben sei: „zu seinen Talenten gehörte auch die Gabe, alles zur rechten Zeit zu thun; sein Ende ist ein neuer Beweis dafür; er hat sich auch den richtigen Moment erwählt, um zu sterben.“

Andere Betrachtungen ergehen sich in der Ausmalung dessen, was geschehen sein würde, wenn er am Leben blieb. Den Gang der Revolution aufzuhalten, wäre ihm nicht gelungen; den Fluchtversuch des Königs, die Katastrophe von Varennes, den Sturz des Königtums hätte er nicht zu verhindern vermocht. Welche Rolle würde er dann ergriffen haben? Er würde, ist die eine Antwort, sich den Jakobinern in die Arme geworfen, den monarchischen Gedanken aufgegeben, seine politischen Anschauungen republikanisch umgestempelt haben; dann würde er wohl, wenn er dem Unwetter der Schreckenszeit entkam, wie Talleyrand und Sieyes nach dem Sturm wieder emporgetaucht sein, hätte unter dem Direktorium eine Rolle gespielt und sich vielleicht zuletzt für eine bourbonische Restauration unter dem Grafen von Provence eingesetzt.

Andere anders: er wäre eines der ersten Opfer der Septembermorde von 1793 geworden. Keineswegs, wird entgegnet: unmittelbar nach dem 10. August 1792, nach dem Fall des Königtums, würde er emigriert sein; er hätte dann eine Zeit lang von London oder von Philadelphia aus schöne Briefe und Ratschläge nach Frankreich geschrieben; allmählich wären die Ideale und Illusionen der Jugend von ihm abgefallen und an ihre Stelle wäre der Zauberbann des Namens Bonaparte getreten; eines Tages wäre er dann nach Frankreich zurückgekehrt; Napoleon hätte nicht verfehlt, den berühmten Bekehrten in die Hierarchie des Kaiserreichs aufzunehmen; er hätte ihn zum Gesandten in Petersburg oder an Talleyrands Stelle zum Minister des Auswärtigen gemacht; schließlich hätte er ihn vielleicht zum Herzog von Mirabeau ernannt.

Welches immer der Wert oder der Reiz solcher Spaziergänge der historischen Phantasie sein möge, für die gerechte Schätzung seiner historischen Persönlichkeit ist eine andere Erwägung wichtiger, die wir schon oben angedeutet haben. Das Leben Mirabeaus ist ein nicht völlig ausgelebtes Leben. Es ist in ihm, um einen Ausdruck anzuwenden, den Bourget einmal von einem anderen Zeitgenossen gebraucht, „la poésie des destinées inachevées“. Er war eine zur Herrschaft geborene Natur und hat nie geherrscht. Die Frage, ob seine politische Intelligenz und seine Fähigkeit zu politischem Leiten und Schaffen auf der gleichen Höhe standen, ist von den Ereignissen unbeantwortet geblieben. Als er starb, war eine Rettung in seinem Sinne in der That wohl kaum mehr möglich; wäre er ein Jahr früher an die Spitze der Regierung gelangt, so wäre sie vielleicht noch möglich gewesen. Er starb im Alter von zweiundvierzig Jahren. Er war keine fertige, abgeschlossene Natur, die nur mit dem erworbenen Besitz wirtschaftete; er war in steter Entwickelung und Erweiterung. Wenige werden in diesen zwei Jahren der Nationalversammlung so viel gelernt haben, wie er: „in den letzten sechs Monaten seines Lebens,“ sagt einer der nächststehenden Freunde seines Kreises, „ist er ein Adler geworden im Vergleich zu

Digitized by Google

seinen Anfängen." Zu welchen Höhen hätte, unter günstigen Umständen, dieser Adler sich noch emporschwingen können. Hätte vielleicht der verantwortliche Vollbesitz der Macht sein Wesen erhöht und veredelt? Die Revolution drängte, je länger je mehr, dahin, die Repräsentation ihrer Ideen zu konzentrieren auf die Häupter einzelner gewaltherrschender Persönlichkeiten. Sie hat die Diktatur Robespierres ertragen; wäre nicht auch die Diktatur eines allmächtigen Ministers Mirabeau möglich gewesen?

Es ist schwer, diese Frage rund zu bejahen oder zu verneinen. Die äußeren Hemmnisse sind leicht ersichtlich: die matte Unfähigkeit der Regierungshäupter, mit ihren wohl begreiflichen und verzeihlichen, aber impotenten Velleitäten nach dem verlorenen Paradiese des ancien régime hin; die Eifersucht mächtiger Rivalen; die wachsende Gewalt der der Monarchie feindlichen Gedanken in einer nach Alleinherrschaft strebenden Partei.

Zuletzt ist doch zu sagen: wenn es überhaupt möglich war, diese Hemmnisse zu überwinden, so konnte es nur einer Persönlichkeit gelingen von mächtig zusammengefaßter Einheit eines großen Talentes und eines großen Charakters. An die Grenze des Talentes hätte Mirabeau vielleicht herangereicht; von der geschlossenen Festigkeit eines reinen, unbestechlichen, unwandelbaren Charakters hat er weder die Zeitgenossen noch die Nachwelt zu überzeugen vermocht. Die Menschen wollen glaubend zu dem Manne aufschauen, der sie zu großen Dingen führen will: als die Florentiner sich zu dem letzten Kampf um die Freiheit rüsteten, griffen sie zu Machiavells Büchern über die Kriegskunst, aber seine eigene Beteiligung lehnten sie ab.

Die Revolution ging, mit verhängnisvoller Folgerichtigkeit, ihre Wege. Der Krieg mit dem alten Europa entbrannte. Der jakobinische Gedanke zeigte sich unüberwindlich. Er hat Frankreich gerettet, hat es verheert und mit Bürgerblut getränkt, hat es zu glorreichen Siegen geführt; aber unter seinem Banner kämpfte bereits der „Robespierre à cheval". Es war doch nur eine einseitig erfaßte Gedankenreihe, die der jakobinischen Machtbildung zu Grunde lag. Die endliche Erfüllung der Geschicke brachte auch hier „der bewaffnete Prophet", als in dem Haupte Bonapartes sich die große und klare Synthese aller guten und schlechten, aller erlösenden und aller knechtenden Gedanken der Revolution vollzog.

Abb. 93. Denkmünze auf Mirabeau.

Digitized by Google

DEC 1 0 1932

Digitized by Google